AUS

DEN LETZTEN JAHREN

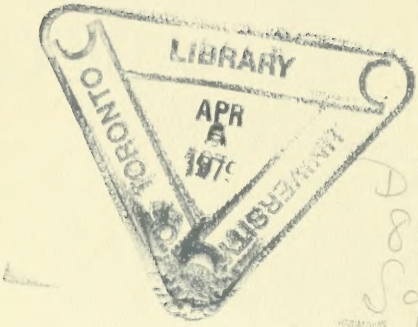
DER

KAISERIN ELISABETH.

WIEN 1909.

FÜR ÖSTERREICH-UNGARN
UND BOSNIEN-HERZEGOWINA:
ADOLF HOLZHAUSEN
IN WIEN.

FÜR DAS DEUTSCHE REICH
UND DIE ÜBRIGEN LÄNDER:
WILHELM ENGELMANN
IN LEIPZIG.



DB
88
S9

Druck von ADOLF HOLZHAUSEN in Wien
K. UND K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER

VORWORT.

Die Jahre eilen. Und wie sie vorüberziehen, ist's mir, als würde der Lufthauch, den ihre rauschenden Fittiche mir zuwehen, immer kühler.

Mich fröstelt. Der feuchte Herbst, der kalte Winter senden mir, ganz nahe schon, ihre traurigen Grüße zu. Ich muß eilen, denn auch das Leben eilt.

Unter solchen Gedanken suchte ich die Briefe hervor, die ich an meine Mutter geschrieben, und will versuchen, sie für ein Buch der Pietät zu benützen, dessen Niederschrift ich mir in den schwersten Stunden meines Lebens angelobt habe.

Die Briefe stammen sämtlich aus den Tagen, in denen ich im Dienste unserer erhabenen Frau, der Kaiserin und Königin Elisabeth gestanden; ihnen sind diese Aufzeichnungen entnommen und geleiten sie treu bis an das Grab.

Ich weiß, daß meine Feder schwach ist, und habe dennoch das Gefühl, daß es gut war, diese Arbeit zu tun.

Der Glückliche, dem es dereinst vergönnt sein wird, die erhabene Gestalt unserer Herrscherin in der vollen Wahrheit ihrer strahlend poetischen Erscheinung für die Nachwelt zu verewigen, mag auch diese bescheidenen Aufzeichnungen zur Hand nehmen, er wird ihnen Züge entlehnen, ohne die ihr Bild nicht vollständig wäre, er wird da Offenbarungen finden, die aus der Tiefe ihrer gesegneten Seele emporgeschwebt sind. Mir ist es ein beglückendes Bewußtsein, auf solche Weise Mitarbeiterin jenes glücklichen Künstlers zu werden und bei einer würdigen Darstellung der Gestalt unserer Kaiserin durch meine schwärmerische Liebe für sie werktätig zu sein.

Szobráncz, 10. September 1909.

Irma Gräfin Sztáray.

August 1894.

Ein Brief aus Ischl. Noch niemals brachte mir die Post eine freudigere Botschaft. Was ich nach dem Lesen dieses Briefes empfand, kann nur der ermessen, dem es zumindest einmal gegeben ward, ein stillgehegtes heißes Verlangen urplötzlich, wie auf ein Zauberwort, erfüllt zu sehen.

Immer wieder durchlas ich den Brief und ich fühlte, daß meine Sonne den Zenith erreicht hatte.

Hätte in diesem Augenblicke das Buch des Schicksals vor mir gelegen, es wäre mir vielleicht gar nicht eingefallen, hineinzublicken, so sehr bemächtigte sich meiner die Fülle der Gegenwart. Und doch gestaltete sich der Tag, an dem dieser Brief in mein stilles Szobránczer Heim flog, fast verhängnisvoll.

Ich machte in heiterer Gesellschaft einen Ausflug nach dem nahegelegenen lieblichen Meerauge. Bergab fahrend, wurde mein Kleid vom Rade er-

faßt, das mich mit sich fortschleifte. Ich schwebte in Lebensgefahr. Glücklicherweise gelang es noch rechtzeitig, den Wagen zum Stillstande zu bringen. Mein Kleid war zerrissen, sonst kam ich mit dem bloßen Schreck davon.

Ich stand noch ganz unter dem Eindrucke dieses Erlebnisses, als ich, zu Hause angekommen, glücklich bewegt, den Ischler Brief las. Ihre Majestät die Kaiserin und Königin ließ mich zu sich berufen und gleichzeitig befragen, ob ich Kraft genug in mir fühlte, um sie auf ihren für diesen Winter geplanten weiten Reisen zu begleiten. Ach, ich fühlte in diesem Augenblicke die Kraft, mit ihr bis ans Ende der Welt zu gehen!

Was ich antwortete?

Am nächsten Tage reiste ich nach Ischl.

In begreiflicher Befangenheit stieg ich auf dem Ischler Perron aus, von wo mich ein Hofwagen in die kaiserliche Villa brachte. Der Hof dinierte eben. Ich begab mich daher zu Frau Ida v. Ferenczy,*) deren tiefinnerliches Wesen und herzlicher Empfang sehr beruhigend auf mich wirkten.

---

*) Vorleserin Ihrer Majestät der Kaiserin.

Ist es denn auch zu verwundern, dachte ich bei mir, daß ich jetzt so überaus bewegt bin? Wie aus einem Traume erwachend, stehe ich da am ersehnten Ziele! Ihr werde ich dienen dürfen, die ich bisher nur aus der Ferne mit verehrenden Gedanken begleitete! Und da ich mich heute an ihre Seite stelle, fühle ich die ganze Bedeutung dieses Augenblickes; mein Herz pocht und meine Seele bebt. Ich kenne ja die Kaiserin gar nicht.

Den Nachmittag verbrachte ich mit Gräfin Mikes, Hofdame Ihrer Majestät. Dankbar gedenke ich dessen, daß sie es war, die mir während der Spazierfahrt die ersten Weisungen für meinen künftigen Dienst erteilte.

Ich erinnere mich, daß sich mir aus dieser, auch die Details erörternden gütigen Belehrung zwei charakteristische Momente sofort in die Seele prägten.

Erstens, daß Ihre Majestät nur mit geraden, aufrichtigen Menschen sympathisiere und gerne auch ein unangenehmes Wort gestatte, wenn es nur wahr sei; weiters, daß sie mit Rücksicht auf ihre empfindlichen Nerven von ihrer Umgebung unbedingte Selbstbeherrschung und eine wohl-

tuend wirkende Ruhe erwarte. Der ersten Bedingung glaubte ich leicht entsprechen zu können, hinsichtlich der zweiten aber vertraute ich auf Gott und gelobte mir die größte Selbstbeherrschung. Am nächsten Morgen empfing mich Gräfin Mikes mit dem Bedeuten, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach noch im Laufe des Vormittags vorgestellt werden würde, es sich daher empfehle, mich rechtzeitig bereit zu halten. Doch kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, kam schon der Befehl, wir sollten unverzüglich kommen, Ihre Majestät erwarte uns.

So geschah es, daß ich nicht einmal mehr in meine Wohnung gehen konnte; die Gräfin half mir mit ihrer Toilette aus und ich trat in fremden Kleidern zum ersten Male vor die Kaiserin.

Der große Augenblick war nun da.

Pochenden Herzens stand ich mit meiner Gefährtin an der Ecke der Villa und gleich darauf erblickte ich Ihre Majestät; sie promenierte. Unter ihrem großen weißen Schirme ergoß sich das Licht auf das aufgelöst herabwallende Haar, das wie eine schimmernde Hülle ihre königliche Gestalt umfloß. Jetzt wandte sie sich, wir näherten uns und ich wurde vorgestellt.

Sie hatte etwas in ihrem Wesen, das faszinierte. Während ihr leuchtendes trauriges Auge zum ersten Male auf mir ruhte, stand ich wie im Banne eines überirdischen Wesens und meine Seele empfand gleichsam schmerzlich ihre Minderwertigkeit und Alltäglichkeit. Ob sie es wahrnahm, weiß ich nicht, doch kam sie mir selbst zu Hilfe mit ihrem holdseligen Lächeln, das bezauberte und — befreite. Es war eine einzig unvergeßliche Audienz.

Durch Fragen, die sie an mich richtete, und durch Antworten auf meine Fragen suchte mich die hohe Frau in entzückend freundlicher Unmittelbarkeit kennen zu lernen.

Meine Befangenheit schwand wie Nebeldünste im Sonnenschein. Ich fühlte die Nähe einer großen und guten Seele, die mich ermutigte, ja erhob.

Ich empfand, daß ich die Höhe ihres Fluges niemals erreichen würde, und doch fühlte ich mich durch ihre Güte wie mit emporgehoben.

Ich fühlte ihre sieghafte Macht, und schon hier, bei der ersten Begegnung, gab ich ihr meine ganze Seele zu eigen, kraft jener unwiderstehlichen

Anziehungskraft der Seelen, die nach höheren Regionen streben.

Beim Abschied küßte mich die Kaiserin. Wie glücklich war ich!

Wenn sich in diesem Augenblicke der Schleier des Schicksals gehoben und ich die letzte Station dieses Kalvarienberges erblickt hätte! — Aber auch dann wäre ich mit ihr gegangen.

Noch lange sah ich der herrlichen Gestalt nach, die sich entfernte, dann ging auch ich. Und in dieser glücklichen Stunde wurde mein Schicksal besiegelt — mit schwarzem Siegel besiegelt.

Am selben Tage war ich zur Hoftafel geladen, an der jedoch die Kaiserin nicht teilnahm. Ich saß neben dem kleinen bayrischen Prinzen Konrad und ergötzte mich an ihm, denn er war ein ebenso unverfälschter kleiner Schelm wie andere Schelmchen dieses Alters, die nicht im Purpur geboren sind. Seine Erziehung war sehr streng. Er bekam keine Mehlspeise, bis er seinen Braten nicht verzehrt hatte, und mich belustigte gerade die Spitzfindigkeit, mit der Konrad diesem Zwange teils auswich, teils ihm ein Schnippchen schlug.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich die außerordentliche Zuvorkommenheit unseres er-

habenen Kaisers Damen gegenüber; er läßt diesen stets den Vortritt in den Saal und nimmt aus der Schüssel immer erst nach der präsidierenden Dame, wäre diese auch die jüngste Diensttuende.

Mit Rücksicht auf dieses Gehaben hörte ich oft die Bemerkung, daß Seine Majestät nicht nur ein großer Herrscher, sondern auch der erste Ritter sei. Aber es ist mehr als das: es ist die ihm angeborene kaiserliche Vornehmheit!

— — — — — — — — — — — — — —

Unsere Abreise fiel auf den ersten Tag des Dezembers. Die Burg verlassend, fuhr ich, von den guten Wünschen meiner Kolleginnen und Bekannten begleitet, zum Bahnhofe, wo einige Minuten später auch Ihre Majestäten eintrafen.

Der Kaiser verabschiedete sich mit Wärme und Herzlichkeit von der hohen Frau und reichte mir dann mit einigen gütigen Worten die Hand, worauf wir abreisten.

Mir war's, als ob mit dem Sonderzuge das Rad des Schicksals mich dahintrüge und von diesem Augenblicke ab mein Geschick mit der Kaiserin für immer unzertrennlich verbunden wäre.

Ich erwachte an einem herrlichen Morgen. Himmel und Erde strahlten, selbst der Karst glitzerte und glänzte mit beschneitem Haupte herab auf die sommerlich lächelnde Gegend.

Ein voller Strahl dieses Leuchtens fiel auf das Tuskulum des verewigten Kaisers Maximilian, das schöne Miramare, wo wir jetzt anlangten. Noch blühten in voller Pracht die Rosen. Wie schön wäre es, hier länger zu weilen, wo die poesievolle Umgebung dem Wesen der Kaiserin so sehr entspricht! Leider blieben wir nur wenige Stunden; denn dort in der kleinen Bucht unter dem Schlosse wiegt sich schon die weiße Jacht, die «Miramare». Sie harrt unser, uns hinauszutragen in die azurne Unendlichkeit.

Der Augenblick der Einschiffung war gekommen. Zwischen dem Spalier der Offiziere bestiegen wir das Verdeck.

Kommandant Wachtel stellt die Herren der hohen Frau vor, die für jeden einzelnen ein freundliches Wort hat, und erbittet dann die Erlaubnis, das Zeichen zur Abfahrt geben zu dürfen.

Die Kaiserin gab die Erlaubnis und begab sich sofort auf das für sie reservierte Promenadedeck, von wo sie die Abfahrt mitansah.

Von dieser ungefähr fünfzig Schritte langen Brücke betrachtete die Kaiserin das friedliche Spiel und die tosenden Kämpfe der Elemente; hier pflegte sie sich auch vorlesen zu lassen, wenn sie im Auf- und Niedergehen ermüdete oder ihrer immer regen Phantasie eine andere Richtung zu geben wünschte.

Wie ich sie jetzt dort oben auf- und niederschweben sah, vermochte ich nicht das Auge von ihr zu wenden. Ihrer schlanken Gestalt schienen Fittiche zu wachsen und ihr leuchtender Blick verriet, daß ihre Seele hier an der Schwelle der Unendlichkeit fessellos sich erhob, hinaus in das Unermeßliche, in das Geheimnisvolle.

Jetzt wurden die Anker gelichtet. Als ob diese Kette in meinem Herzen erklirrt wäre und mich hinweggerissen hätte aus einem sicheren ruhigen Hafen. Der schwimmende Palast verläßt leicht schaukelnd und majestätisch die Bucht, während Wasservögel in auffallend großer Zahl ruhelos das Schiff umkreisen.

Dieses geräuschvolle Flattern der Möwen und der sich soeben erhebende Wind, der noch keine Wellen wirft, aber doch schon das Meer erzittern macht, wecken meine schlimmsten Ahnungen.

Was da wohl kommen mag? Nur zu bald kam ein Sturm heran. Der Himmel weiß, woher urplötzlich die vielen Wanderwolken kamen und woher mit so wilder Kraft die Bora heranbrauste; ich sah nur, daß es brauste, stürmte und wogte, und nach kaum einer Stunde hatte unsere Jacht gegen den wütendsten Seesturm anzukämpfen.

Ihre Majestät mochte wohl fühlen, welch schwere Augenblicke ich jetzt durchlebte. Ich riß mich von meiner Vergangenheit los, fort von meinem ruhig dahinfließenden Leben, und vor mir lag die Ungewißheit, und das Meer, das große unbekannte, ist mir nicht freundlich gesinnt.

Die Kaiserin sah in meine Seele. Sie rief mich zu sich. An ihrer Seite, auf dem Verdeck auf- und abwandelnd, lauschte ich mit Ergriffenheit ihren Worten. Ich fühlte, daß sie mein Gemüt erhellen wollte. Ihre Stimme war einschmeichelnd milde, ihr Wort ermutigend und liebkosend. Sie blickte mich mit gütigen Augen an, wie man es mit einem scheuen Kinde tut, wenn man mit einigen lieben Worten aus seiner Seele Kummer und Angst bannen will. Nur große, gütige Seelen verstehen es wie sie, befreiend auf das Gemüt einzuwirken. Und dies genügte ihr

nicht; sie erhob meine Seele, um sie an den Ausbrüchen der Natur bewundernd teilnehmen zu lassen.

Zum Lobe des herrlichen Anblickes fand sie die köstlichsten Worte, sie sprach als geweihte Priesterin der Natur, die mit durchgeistigtem Antlitz in Sturm und Gefahr ihrer Meisterin seelenbewegendes Evangelium verkündet. «Wenden Sie sich nur ihr zu, erkennen Sie die erhabene große Vermittlerin! Sie allein spricht mir würdig von Gott. Sie allein ist meine einzige Fürsprecherin bei ihm!»

Und der Sturm tobte fort, gleichsam als eine erhabene würdige Begleitung dieser herrlichen Offenbarung. Die «Miramare» hielt sich tapfer, obschon die Situation gefahrdrohend schien, wie dies in den besorgten Mienen des wackeren Kommandanten Wachtel deutlich zu lesen war. Und hier hatte ich wieder Gelegenheit, einen Blick in die Seele der Kaiserin zu tun. Man sah, wie sie im Sturme gleichsam auflebte, daß ihr Auge bewundernd an dem wechselvollen Farbenspiele hing, das sich ihr ringsum bot, allein in Kenntnis der Verantwortlichkeit, die den Kommandanten belastete, beraubte sie sich dieses seltenen Natur-

schauspieles und gestattete, daß wir umkehrten und uns in den Hafen von Pola flüchteten. Hier warteten wir zwei Tage.

Der Sturm aber tobte immer stärker. Die hohe Frau wurde des Wartens müde und so kam es, daß unsere so poetisch begonnene Seereise in Form einer alltäglichen Eisenbahnfahrt von Pola nach Marseille endete, die mit dem Expreßzuge fast drei Tage währte. Die Kaiserin liebte Eisenbahnfahrten überhaupt nicht, weil sie der Bewegung und der reinen frischen Luft entbehren mußte. Sie schritt im Gange des Schlafwagens auf und nieder und blickte, unbekümmert um die Reisenden, durch die Fenster auf die vorüberziehenden, abwechslungsreichen Bilder. Oberitalien mit Venedig und dem alten Campanile, Romeos und Julias Geburtsstadt, der herrliche Gardasee mit dem Hintergrunde der Alpen, dann Mailand mit seinen schlanken Türmen erschienen und entschwanden im Nebelschleier des Herbsttages. Ab und zu kam Ihre Majestät in mein Coupé und erkundigte sich mit Interesse, ob mich die lange Reise nicht ermüde.

Sie selbst ermüdeten derlei Reisen nicht, doch machten sie sie zuweilen ungeduldig; dann

ließ sie sich von ihrem griechischen Vorleser einiges vorlesen.

In Marseille kamen wir um 6 Uhr früh an. Am Abend vorher ließ mir Ihre Majestät sagen, ich sollte bereit sein, da wir in der Stadt einen größeren Spaziergang machen würden. Bei dieser Gelegenheit prüfte sie mich zum ersten Male auf meine touristische Befähigung. Wir gingen mit einem Führer nach Notre Dame de la Garde, der Wallfahrtskirche der Seeleute. Auf einem hohen Berge steht sie da, wie ein Pharos die schneebedeckten Berge und die Stadt beherrschend, weit hinausblickend ins Meer, ermutigend und jenen den Weg weisend, die mit den Wellen kämpfen.

Unser Führer machte uns auf den bereitstehenden Lift aufmerksam, allein wir erstiegen die Höhe zu Fuß.

Als wir die Kirche betraten, ließ Ihre Majestät durch mich zwei große Kerzen kaufen, zündete sie an und stellte sie wortlos vor das Bild der Mutter Gottes hin: für den Kaiser und für Valerie.

Wir traten dann hinaus auf den Platz vor der Kirche, von wo sich uns ein herrlicher Ausblick darbot. Die Kaiserin blickte nur flüchtig auf die Stadt; der Hafen und das Meer nahmen

ihre Aufmerksamkeit gefangen. Sie wandte sich zu mir und wies mit der Hand auf das tief unter uns gelegene Schloß If: «Sehen Sie, dieses inspirierte Dumas zu seinem Monte Christo.»

Abwärtssteigend erfragte Ihre Majestät von unserem Führer ein Restaurant, wo wir frühstücken könnten. Der gute Mann nannte nach einigem Zögern ein solches, das hieß «zum blutigen Beefsteak» und empfahl es wärmstens. Er hielt uns natürlich für Engländer. Hieraus entwickelte sich dann eine spassige Szene. Wir treten in das Restaurant. Ich blicke um mich und sehe mit Besorgnis, daß man hier an vornehme Damenbesuche nicht gewöhnt ist und die Anwesenden uns staunend anblicken. Es war eine echte Matrosenkneipe.

Dessenungeachtet frühstückten wir sehr gut, die Sache amüsierte Ihre Majestät und so vergaß ich meine Besorgnisse. Auch später lachten wir noch viel über diesen Fall, und ich muß gestehen, daß unsere Mitgäste, vielleicht infolge der Überraschung, oder wegen einer gewissen Empfindung, sich recht anständig betragen haben.

Nach diesem intimen Frühstück blieb uns nur mehr Zeit, an Bord zu gelangen, damit sagten

wir Europa Lebewohl! Auf gute Landung in Afrika. — —

Der «General Chanzy» war ein großes und schönes Schiff, das bis Algier nicht mehr als 26 Stunden brauchte.

Wir standen mit der hohen Frau auf dem Verdeck. Langsam entschwindet die Stadt unseren Augen, das Ufer zeigt sich nur mehr als ein langer schwarzer Streifen; doch von dem Turme der Notre Dame de la Garde sehen wir noch deutlich die weithin leuchtende Marienstatue mit der Krone auf dem Haupte und dem Jesuskind im Arme.

Der Golfe du Lyon verdient mit Recht seinen Ruf der Gefährlichkeit und Unverläßlichkeit. Das Meer, zuvor noch spiegelglatt, ließ nach kaum einer Stunde unser Schiff schon ganz gehörig tanzen.

Ich hielt mich möglichst lange tapfer, das Schäumen und das wechselnde Farbenspiel der Wogen betrachtend, bis ich selbst die Farbe wechselte und an den schleunigen Rückzug denken mußte. Ihre Majestät bemitleidete mich mit gütigem Lächeln, namentlich weil ich mein Auge an den wilden Szenen des Sturmes nicht mehr

weiden konnte. Sie widerstand wunderbar der Wellenbewegung und Seekrankheit war ihr unbekannt.

Es kam vor, daß sie sich anbinden ließ, um nicht hinweggespült zu werden und so unbehindert die Großartigkeit des Wellenkampfes bewundern zu können. — — —

Afrika empfing uns nicht mit sonderlicher Gastfreundschaft. Das Ufer verbarg sich im Nebel, das nahe Gebirge in den Wolken, bloß der vom Bergeshange her weißleuchtende arabische Stadtteil Algiers bietet dem Auge einen Ruhepunkt. Unsere Wohnung war in dem auf Mustapha supérieur gelegenen Hotel Splendide bestellt, wohin wir uns jetzt zu Wagen, auf einer schön geführten, aber stellenweise etwas steilen Serpentine begaben. Gelegentlich dieser etwa halbstündigen Wagenfahrt gewahrte ich mit Überraschung, daß unsere Kaiserin, die bekannt kühne Reiterin, im Wagen sitzend, nervöse Ängstlichkeit verriet. Es gab einen Augenblick, da hing es nur an einem Haare, daß sie nicht aus dem Wagen sprang, aus quälender Angst, die Pferde könnten den Dienst versagen und der Wagen die abschüssige Bahn zurückrollen.

In solchen Momenten mußte ihre Begleiterin um so mehr Kaltblütigkeit bewahren. Die Nerven haben eben ihre Idiosynkrasien. Es gibt Nerven, die dem Sturme der Elemente trotzen, die aber ein unangenehmer Ton, ein aufdringlicher Duft oder das momentane Gefühl der Unsicherheit sofort aus dem Gleichgewichte bringt. So war auch das Nervensystem unserer Kaiserin beschaffen, das gleichsam ihrem Wesen zu entsprechen schien. Starken Eindrücken widerstand es, einzelnen geringfügigen Angriffen gegenüber aber zeigte es große Empfindlichkeit und Schwäche.

Zwischen Tropenpflanzen halb verborgene, von Bougainvillia umrankte Villen ließen wir hinter uns. Links von der mit Eucalyptus, Mimosen und Brotbäumen umsäumten Straße taucht die herrliche Sommerresidenz des Gouverneurs auf und über ihr das in einem Gemisch von arabischem und modernem Stil, aber schloßähnlich erbaute Hotel Splendide.

So weit das Auge blickt, werfen Palmen, Kakteen und mir noch unbekannte südliche Pflanzen ihre Schatten auf den blendend weißen Weg und diese große, üppige Vegetation verwandelt die ganze Gegend in ein Paradies.

Wie herrlich wird es sein, all dies im Mondschein zu bewundern!

Die Wohnung der Kaiserin bestand, wie immer, wenn sie auf Reisen war, aus drei Räumen. Ihre Fenster blickten auf das Meer, unten breiteten sich Gärten aus, westwärts fiel ihr Blick auf die Stadt und unfern auf den herrlichen Jardin d'Essai. Das Hotel war ringsum von Terrassen umgeben, die sich der Kaiserin gleichsam als Promenade boten. Meine Wohnung trug innen und außen arabischen Charakter, was ich sehr reizend fand.

Der erste Eindruck war sehr günstig und ich sah daher mit um so größeren Erwartungen den hier zu verlebenden zwei Monaten entgegen.

Einige Tage war ich dienstfrei. Diese Zeit benützte ich, um mich im Gehen zu üben. General Berzeviczy, der derzeitige Obersthofmeister-Stellvertreter, war mein gefälliger und freundlicher Trainer. Ich erprobte mich auf Höhen und Ebenen und fühlte schließlich unbedingtes Vertrauen zu meiner Marschfähigkeit.

Am 12. Dezember durchstreifte die Kaiserin mit mir die Stadt. Wir gingen geradeaus auf das Zentrum los. Nach der rue de la Lyre, rue Bab Azoun, rue de la République und dem Quai

d'Alger. Der Gegensatz zwischen dem elegant modernen Stadtviertel und dem darin sich abspielenden eiligen, geschäftig pulsierenden Leben von echt orientalischem Charakter ist packend. Geräusch, ohrenbetäubendes Geschrei schwirren durcheinander und ein buntes Gewirre herrscht überall, daß man in ein Riesenkaleidoskop zu blicken vermeint und von den ewig wechselnden Farbenbildern geblendet wird.

Und über diese lärmende, ab und zu stockende bunte Menschenflut breiten wohltuend Dattelpalmen, Pinien und Bambus ihre schattenspendenden Schirme aus, die hier in den Straßen ebenso üppig gedeihen wie in der taufeuchten Atmosphäre des Urwaldes. Von einem solchen schattigen Platze betrachteten wir nun das auf- und niederwogende Treiben.

Die Kaiserin war ganz entzückt; aus einem Lächeln oder einem heiteren Blick erkannte ich gleich, wenn ihr etwas gefiel oder irgendeine Kuriosität ihre Aufmerksamkeit erregte.

Namentlich interessierten sie die Araber. Wahrlich ein schöner und edler Menschenschlag! Wie sie an uns vorüberschritten in ihren weißen Burnussen, den stolzen Ausdruck im braunen

Antlitz, mit ihrer stattlichen Gestalt, würdevollen Haltung, glich jeder einem Fürsten — auch wenn der Burnus etwas zerfetzt und abgenützt war, was häufig genug vorkam.

Einen minder guten Eindruck machten die reichen Araber. Ihre aufgeputzte, glänzende Gewandung und das selbstbewußte Gehaben sind widerwärtig und erinnern an den Pfau. Was soll ich von den Frauen sagen? Wir bekamen ihrer gar wenige zu sehen. Vom Kopf bis zu den Füßen in weißes Linnen gehüllt, schritten einige träge an uns vorüber und machten den Eindruck wandelnder Säcke.

Des Straßengewühles müde, verließen wir den Platz, um einige bemerkenswertere Bauten zu besichtigen. Wir besuchten die katholische Kirche und die Moschee, in diese fanden jedoch Damen keinen Einlaß. Überraschend war die Schönheit der bischöflichen Residenz und noch mehr die des Winterpalastes des Gouverneurs, mit ihren geschwungenen Formen, ihren säulengetragenen Vorhöfen, wo jeder Bogen und jede Säule mit steingehauenen Spitzenmotiven geschmückt ist, so fein und zart, daß man meint, ein Windhauch könne sie bewegen.

Nach dem wir hier lange genug geweilt hatten, gab Ihre Majestät die Parole aus: Machen wir Einkäufe.

Auch das war sehr interessant. Unter den Arkaden reihten sich die herrlichsten Kaufläden, aber die Kaiserin interessierten zumeist die dortigen Spezialitäten und die Industrie der Eingeborenen. Wir gingen von Laden zu Laden, kauften fast überall einiges und weideten unseren Blick an den vielen wundervollen Dingen. Bezaubernde Stickereien, Seidenstoffe, in allen Farben des Regenbogens schimmernde Gewebe, Meisterstücke der Goldschmiedekunst und alles, was aus Gold und Silber, besonders aber aus Bronze geschmiedet und modelliert werden kann, in einer originellen feinen Technik, die dieses Volk vielleicht von den Ägyptern erlernt hat. Wir ließen selbst die mit Gold und Silber beschlagenen, mit Edelsteinen besetzten Waffen nicht unbesichtigt.

Der Einkauf ging aber nicht so ohneweiters vonstatten. Bei uns zulande streicht wohl nicht einmal der Zigeuner sein Roß so eifrig heraus wie der Araber seine Ware, für die er ungeheure Preise fordert. Nun, sie lassen mit sich reden,

und die hohe Frau eiferte mich fortwährend zum Handeln an. Sie, die kaum den Wert des Geldes kannte, erwies sich bei solchen Einkäufen als überraschend vorsichtig, und wenn wir dann mit dem Gekauften zum Laden hinausgingen, bemerkte sie lächelnd: «Wir sind ja wieder hereingefallen.»

Nachdem unsere Einkäufe besorgt waren, nahmen wir Eis. Diese Erfrischung liebte die Kaiserin ganz besonders, sie war überhaupt in der Wahl ihrer Nahrung eher exzentrisch. Milch genoß sie am ständigsten. Es gab Tage, an denen sie ausschließlich von Milch lebte, an anderen Tagen wieder aß sie nur Orangen. Gebratenes Fleisch nahm sie zumeist kalt, den Süßigkeiten sprach sie nur wenig zu, weil sie das Stärkerwerden fürchtete.

Diese launenhafte Ernährungsweise hatte aber nichts mit ihrer Gesundheit zu tun, denn es kam nicht selten vor, daß sie, wenn es ihr paßte, ein ganzes Diner mit gutem Appetit verspeiste.

Ihr Frühstück, zu dem in der Regel Tee oder Milch, Butter, Eier und kaltes Fleisch serviert wurden, nahm sie gegen 9 Uhr; ihr Diner, um 5 oder $^1/_2$6 Uhr, bestand aus Braten, Gemüse und dem unvermeidlichen Eis.

Sie nahm ihre Mahlzeiten stets allein und von dieser Regel wich sie nur im Familienkreise der Erzherzogin Marie Valerie ab.

Es mochte 5 Uhr gewesen sein, als wir in das Hotel Splendide zurückkehrten.

Mir schien es, als ob Ihre Majestät zum Schlusse dieses Spazierganges wortloser und verschlossener geworden wäre. Dies berührte mich gar oft schmerzlichst. Ich wußte, die Kaiserin gewöhne sich nur sehr schwer an neue Menschen und ich fragte mich mit Besorgnis, ob ich ihr nicht zur Last wäre, ob ich ihr wohl genügen könnte.

In der Nähe unseres Hotels liegt das Bois de Boulogne, Algiers prächtiger immergrüner Garten, dessen Eukalyptusse, wenn die Seeluft deren Blätter bewegt, die ganze Gegend mit Duft erfüllen.

Hier promenierte die Kaiserin des öfteren. In Gedanken versunken schritt sie die sorgsam gepflegten, meist einsamen Pfade dahin und ließ sich von ihrem griechischen Vorleser griechische, englische und französische Werke vortragen. Wissenschaftliches wechselte mit Belletristischem ab, in den seltensten Fällen wurde ein Roman,

viel häufiger Gedichte vorgenommen. Auch die Kaiserin schrieb Gedichte, meines Wissens aber zeigte sie sie niemand.

Das Bois de Boulogne mußte uns für viele Genüsse entschädigen, die der Regen, der gleichzeitig mit uns hier einzog, zunichte machte. Wenn Ausflüge unmöglich waren, promenierten wir hier. Dies war auch heute der Fall.

Ihre Majestät erkundigte sich mit außerordentlicher Wärme über den bisherigen Verlauf meines Lebens.

Haarklein mußte ich alles erzählen, was mir im Leben Gutes oder Böses bisher begegnet war; namentlich mußte ich viel über Familie, Geschwister und ganz besonders über meine Mutter berichten.

Wenn ich schwieg, ermutigte sie mich mit neuen Fragen zum Weiterreden und tat dies mit so warmem Interesse, als wäre von den ihr Nächststehenden die Rede gewesen.

Wenn diese verschlossene große Seele sich einmal erschloß, überströmte sie von Wärme und Sympathie. — — —

An einem Regentage trafen wir, gleichfalls im verlassenen Bois de Boulogne, eine Schwämme

suchende alte Frau an, und ich erzählte der Kaiserin, die Algierer Blätter wüßten zu berichten, daß die Kaiserin sich täglich ins Bois begebe, um Schwämme zu suchen. «Journalisten bleiben sich überall gleich,» bemerkte hell lachend die Kaiserin, «was die schon für — Schwämme über mich in die Welt gesetzt haben! Soviel könnte diese gute Frau gar nicht sammeln, selbst wenn sie hundert Jahre alt würde. Sehen Sie nur,» fuhr sie nach einer Weile fort, «wie schwer der guten Alten das Bücken wird. Nein, dies wäre für mich, die ich mich weder zu bücken liebe, noch gerne still verweile, eine unerträgliche Beschäftigung. Und doch bin ich nicht ungelenk — sehen Sie nur!» Sie blickte hierauf umher und als sie sah, daß fern und nah keine Seele zu sehen war, produzierte sie plötzlich mit großer Grazie ein Turnerstückchen, das einem Parterregymnastiker zur Ehre gereicht hätte. «Jetzt versuchen Sie es mal» sprach sie und lachte herzlich, als der Versuch mir durchaus nicht gelingen wollte.

Eines Morgens, als sich die Wolken zerteilten und wir die Sonne Afrikas zu sehen bekamen, ging ich mit Ihrer Majestät in den Jardin d'Essai, Algiers botanischen Garten. Der Weg dahin

führt im Schatten riesiger Platanen, gegen die unsere heimischen Bäume Baumschulexemplaren gleichen. Der Garten überraschte mich höchlich. Hier bekam ich erst einen Begriff, was südliche Vegetation ist. Ficus und Palmen standen in großen Gruppen eng gedrängt, in Stämmen, die zwei Männer nicht umfangen könnten, und ihre Blätter schwebten über unseren Häuptern gleich großen Segeln ausgebreitet, so daß kein Regen und Wind, ja selbst kein Sonnenstrahl uns treffen konnte. Es herrschte etwas wie ewige Nacht unter den enormen Bambussen, die sich Gewölben gleich über uns beugten und die Luft drückend machten. Diese wilde Kraft und Üppigkeit der Natur imponierte mir außerordentlich, obschon sie auf mir lastete. Die zarten Kinder der Natur, die Blumen, haben hier nichts zu suchen. Außer einigen bläulichen Iris waren hier auch gar keine zu sehen.

In diese blumen- und tonlose Wildnis brachten nur die Strauße einiges Leben, die hie und da unter den Palmen einherschritten, allein auch diese sind schwerfällig und träge, als fühlten auch sie sich von der gigantischen Vegetation erdrückt. So oft etwas meine Aufmerksamkeit fesselte, hielt

die Kaiserin sofort still, gleichsam um Zeit zu gewähren, die Eindrücke in meine Seele aufzunehmen. Und sie hörte freundlich zu, wenn ich darüber rückhaltslos mit ihr sprach. Ich liebe die Botanik. Ich weiß nicht mehr wieso, vielleicht unter dem Einflusse der Umgebung brachte ich die Rede darauf, doch bemerkte ich augenblicklich, daß unsere die Natur anbetende Kaiserin für diese Wissenschaft wenig Interesse hatte.

Es scheint, daß kühn sich emporschwingende künstlerische Seelen wie die ihre nicht gerne bei Details verweilen, sondern die Eindrücke in ihrer Ganzheit und Größe auf sich einwirken lassen. In dieser Wahrnehmung wurde ich durch die hohe Frau auch später immer wieder bestärkt.

Und doch besaß sie merkwürdigerweise einen starken Sinn für Genauigkeit, namentlich was die wörtliche Weitergabe ihrer Befehle betraf. Gerade hier sollte ich einen Beweis davon erhalten.

Ehe wir heimkehrten, sandte sie mich in das am Garteneingange befindliche türkische Café, um Kaffee zu bestellen, wobei sie die Zeit, wann sie ihn zu nehmen wünschte, auf die Minute genau bestimmte. Als ich zurückkehrte, fragte sie

mich, wie ich ihren Auftrag übermittelt hätte. Ich wiederholte es. Sie war nicht zufrieden; ich mußte zurückgehen und den Auftrag wörtlich bestellen.

Auf dem Heimwege bemerkte und erkannte die Kaiserin die beiden Detektivs, die ich schon des öfteren auf unseren Spuren auftauchen gesehen. Diese Entdeckung bedrückte sie sichtlich und sie bemerkte unwillig: «Sie begleiten mich wie eine Gefangene.»

Zu unseren afrikanischen Erlebnissen zählte ein Besuch, bei dem wir, wer würde es glauben, nicht empfangen wurden. Die Kaiserin wünschte den Besuch der Gouverneurin, Madame N., zu erwidern. Wir gingen also zur Villa hinaus und traten in den von Palmen beschatteten Garten, aus dem das kleine, im maurischen Stile erbaute Schloß freundlich hervorschimmerte. Ein Lakai übernahm die schwarzumränderte Visitkarte, auf der unter der kaiserlichen Krone nur das eine Wort stand: Elisabeth. Er entfernte sich und wir warteten. Wir schritten die Gartenwege auf und nieder, die Zeit verstrich und wir fragten, was nun werden solle. Die Sache begann Ihre Majestät zu amüsieren, mich aber, was sollte

ich es leugnen, brachte sie in Verlegenheit. Und es wollte sich noch immer kein Mensch zeigen. Endlich, nach langem Harren, erscheint der Lakai und meldet stotternd, Ihre Exzellenz sei nicht zu Hause. So entfernten wir uns denn erheitert und fest überzeugt, daß man uns hier nicht empfangen habe, und die Kaiserin meinte lachend, daß wir diese kleine Blamage gewiß der Toilettefrage zu danken hätten. Ihre Exzellenz hatte der unverhoffte Besuch verwirrt und da sie nicht in entsprechender Pracht erscheinen konnte, ließ sie sich lieber verleugnen.

Und doch, wenn die Gouverneurin gewußt hätte, wie einfach die Kaiserin sich kleidete, sie hätte sie wohl kaum von dannen ziehen lassen, ohne sie gesehen zu haben.

Ihre Majestät trug immer Schwarz, nur an Kaisers Geburtstag machte sie eine Ausnahme und legte ein lichtes Gewand an. Auch heute war sie in einem eleganten, aber einfachen schwarzen Tuchkleide mit geradkrempigem schwarzem Tüllhut. Jedes ihrer Kleider konnte sie durch Hinaufknöpfen kürzen lassen, um im Gehen nicht gehindert zu sein. Zu dieser Toilette gehörten ein mit Leder gefütterter weißer Sonnenschirm

und ein gelber Lederfächer; mit diesem schützte sie ihr Auge vor der Sonne und ihr Antlitz vor den Blicken der Neugierigen.

Wir planten einen größeren Spaziergang zur Wallfahrtskirche von Notre Dame d'Afrique und bedurften eines guten Führers.

Als der etwas behäbige, schwerfällig scheinende Mann sich vorstellte, fragten wir ihn, ob er gut zu Fuße sei. «Das wäre nicht übel,» antwortete er beleidigt, «wenn ich mit Frauen nicht Schritt halten könnte.»

Mehr bedurfte es nicht — gleich war die Kaiserin zum Scherze bereit. In raschem Tempo schritten wir den von Algier nach Westen und ziemlich steil ansteigenden Berg hinan. Wir genossen eine abwechslungsvolle und, je höher wir klommen, immer ausgedehntere Aussicht auf Meer und Landschaft. Unserem Führer sagte jedoch das Tempo gar nicht zu, immerhin fügte er sich darein. Nach $2^1/_2$ Stunden erreichten wir die Kirche, damit aber noch lange nicht den Gipfel des Berges.

Die Kirche ist kein sonderlich gelungener Bau. Um so schöner aber war die Aussicht, die sich uns von da bot. Unmittelbar vor der Kirche

steht ein großes weißes Kreuz mit der Aufschrift: «Betet für die im Meere Verdorbenen», und wir beteten aus Herzensgrund und andachtsvoll angesichts des lächelnden Meeres, dieses unbegrenzten Friedhofes. Dann ging es weiter den Berg hinan. Wahrlich, es war ein mörderisches Tempo. Unser Führer pfauchte wie ein Dampfroß und schnitt ein Gesicht dazu wie einer, der nun gleich genug von dem Spaß haben wird. Und so geschah es auch; er blieb stehen und erklärte, er sei des weiteren Weges unkundig. Wir mußten also Kehrt machen, um nicht ganz im Stiche gelassen zu werden. Auf dem Heimwege brachte sich der Arme nur mehr stolpernd fort und Bitterkeit und Vorwurf sprachen aus seinem bestaubten Antlitz. Um ihn einigermaßen zu trösten, traten wir, als die Stadt erreicht war, in ein türkisches Kaffeehaus. Da mochte sich der Gute ein wenig laben. Im Kaffeehause, oder vielmehr in der Küche, lagerten die Gäste durcheinander, in eine Wolke von Rauch gehüllt. So oft wir ein solches Lokal betraten, war ich voll Angst und Sorge. Doch dem Wesen der Kaiserin mußte ein wunderbarer Zauber innewohnen, denn siehe da: die Lärmenden verstummten, die übrigen zogen sich

ehrfurchtsvoll zurück, und so lange wir da weilten, herrschte in der kleinen Kaffeeboutique eine Art feierliche Stimmung.

Und hier erteilte die Kaiserin ihre Aufträge selbst. Zu solchen Zeiten war sie die verkörperte Anmut und Herzlichkeit und die Art, wie sie für die Bedienung dankte, zwang die fremdartige Umgebung fast zur Devotion.

Trotz aller Bemühungen gelang es aber nicht vollständig, unseren Führer zu versöhnen, und als wir, in unser Hotel gelangt, ihn für den nächsten Tag engagieren wollten, verweigerte er den Dienst; «er sei kein Schnelläufer, um täglich dreißig Kilometer bergan bergab rennen zu können». Das Eingestehen seiner Blamage gefiel der Kaiserin ausnehmend. — — —

Die Mönche von Kouba besitzen einen berühmten Weinkeller. Eines Tages sandte Ihre Majestät mich und Berzeviczy zur Weinprobe dahin. Sie selbst liebte den Wein nicht, doch pflegte sie in berühmteren Kellereien öfters Einkäufe zu machen und den Wein sodann Erzherzogin Marie Valerie zu senden.

Heimgekehrt, war ich voll des Lobes über die wunderbare Lage des Klosters, und die Folge

davon war eine sechsstündige Fußwanderung. Doch es lohnte der Mühe. Ein prachtvoller schattiger Weg führte dahin, vom flachen Dache des Gebäudes aber bot sich eine unvergleichlich schöne Aussicht auf das Meer, die schöne Ebene und auf das jetzt bis zur Sohle im Schnee prangende Atlasgebirge.

Ihre Majestät genoß lange und stumm das hinreißende Bild und als der Prior, der der «Gräfin Hohenembs» und ihrer Genossin mit großer Zuvorkommenheit den Führer machte, sich für einen Moment abwandte, flüsterte sie mir zu: «Der sieht diese Herrlichkeit auch nur, wenn er Gelegenheit hat, sie anderen zu zeigen . . . Wahrlich, die frommen Väter wissen diesen Ort gar nicht zu würdigen.»

Auf unserem Gange um das Kloster kamen wir zu einer Schlucht, über die ein Brett quer hingelegt war. Die Kaiserin hatte Angst und erbat sich meine Hilfe. Ich ergriff ihre Hand und führte sie, selbst rückwärts schreitend, über das Brett. Noch heute verstehe ich nicht, daß ich weder Schwindel noch Furcht empfand, während ich doch sonst an Schwindel leide und vor der Tiefe zurückschaudere. Wie froh und glück-

lich war ich, daß ich ihr nützlich sein konnte und es einen Augenblick gab, da sie meiner bedurfte. —

Wir hatten kein Glück mit dem Wetter. Es gab kaum einen Tag, an dem uns der Regen nicht durchnäßte, trotzdem aber sollten wir nun auch das arabische Stadtviertel besichtigen. Von allen Seiten hieß es, daß dies nur in bewaffneter Begleitung ratsam sei, weil Geld und Leben dort nicht sicher wären. Wir gingen in Begleitung zweier Detektivs und die Sache lief gut ab.

Dieses unverfälschte arabische Nest mutet eigentümlich und fremdartig an, ist aber durchaus nicht schön; ein wüstes Bild in drückender Luft. Die Gassen sind eher Gäßchen und die weißgetünchten, flachdachigen stockhohen Häuser, an denen nur hie und da ein Fenster angebracht ist, gleichen eher Gefängnissen als Wohnstätten. Nur wenn ab und zu eines der verschlossenen niedrigen Tore sich für einen Augenblick öffnet, verraten die vom Hofe herauslachenden Blumenbeete, daß es da drinnen doch ein wenig freundlicher aussieht.

Die auf den Schwellen lungernden Männer verleihen der Gasse einiges Leben. Sie beschäf-

tigen sich zumeist mit einer Stickerei, oder tun wenigstens dergleichen, denn ich sah sie meist Zigaretten rauchen oder Kaffee schlürfen. Frauen sahen wir nirgends, diese werden hinter den Mauern gehütet. «Ein furchtbares Leben,» bemerkte die Kaiserin, «wie bedauere ich diese armen Geschöpfe, ich kann nie genug Freiheit und Luft haben und der Gedanke, daß ich so leben müßte, erfüllt mich mit Schaudern.»

Sie atmete auf, als das arabische Stadtviertel hinter uns lag und vor uns die Kasbah, die befestigte Kaserne des Regimentes Chasseurs d'Afrique. Die Reiter machten eben auf dem Platze ihre Übungen. Mit Vergnügen betrachtete die Kaiserin die mit weißen Burnussen bekleideten, auf feurigen Rossen einhersprengenden stattlichen Soldaten. Sie erkannte sofort den guten Reiter, doch gab es auch welche, die sie mitleidig betrachtete und dabei wohl auch bedauerte, daß das eine oder andere feurige Tier nicht von ihr geritten werde.

Zu Hause angekommen, führte mich Ihre Majestät in ihre Appartements, um mich wägen zu lassen. Sie fand mein damaliges Gewicht von 62 Kilogramm sehr bedeutend.

Die Kaiserin wog sich fast täglich, um so ihre Gewichtzunahme zu kontrollieren. Ich sah wiederholt das Journal, das sie darüber führte. Die eingetragenen Zahlen konnten keine bedeutenden Abweichungen aufweisen, dagegen fanden sich um so mehr Randbemerkungen. Ich glaube, dieses Wagejournal bewahrt viele ihrer Gedanken, weil sie zu diesem durch viele Jahre benützten Buche unbedingtes Vertrauen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Der Regen fiel ununterbrochen in Strömen, trotzdem aber, oder vielleicht gerade deshalb, plante die Kaiserin einen großen Ausflug: nach Biskra, an den Rand der großen Wüste. Das wird erst das wahre Afrika sein; dieses hat die alles beleckende Kultur noch nicht verdorben und ihm, gleich Algier, halbeuropäischen Anstrich gegeben. Es wird herrlich sein: auf Kamelrücken Ausflüge in die Oasen zu machen und von den Bäumen die selbstgepflückten Datteln zu essen.

Unsere Vorbereitungen waren getroffen, der Sonderzug bestellt, ebenso das achttägige Logis in Biskra und das Nachtlager in Constantine. In

der Hoffnung auf schöne Tage wurde unsere gute Laune nicht einmal durch den eben niederprasselnden Hagel gestört. Ich stellte es mir lebhaft vor, wie manche verweichlichte Dame lamentiert hätte, wenn durch den auf den Hagel folgenden Wolkenbruch ihre Wohnung so durchnäßt worden wäre als damals die unsrige, und ganz besonders die der Kaiserin.

Für all das, dachten wir, entschädigt uns die Wüste und die Sonne der Wüste Afrikas. Leider war dies im Schicksalsbuche anders bestimmt und wir sahen weder die Wüste noch ihre Sonne. Die Kaiserin denkt, und Gott lenkt, und darein mußten wir uns fügen.

Der Sonderzug fuhr nicht ab, weil die Nachricht kam, daß dort, wo wir den Atlas passieren sollten, zwei Meter hoher Schnee lag und man daher unbestimmte Zeit warten müßte. Die Geduld der Kaiserin war erschöpft und sie befahl: fort von Afrika, an die Riviera.

Sonntag mittags, nach der Messe, schifften wir uns ein. Ich hielt es auf dem Verdecke nur so lange aus, bis die Ufer entschwanden, dann zwang mich meine unangenehme Reisegefährtin, die Seekrankheit, die Kabine aufzusuchen. Das

Meer spielte ohne Unterlaß den ganzen Tag und die ganze Nacht Fangball mit dem Schiffe und noch heute leben all die Bitternisse dieser Reise lebhaft in meiner Erinnerung fort.

Eine Stunde vor Ankunft begab ich mich wieder auf das Verdeck. Die Kaiserin befand sich schon seit frühmorgens trotz des Sturmes oben und sah vollkommen frisch und erquickt aus. Als sie merkte, daß ich mich schon wohler befand, mußte ich ihr haarklein erzählen, was ich während der Krankheit empfunden und gelitten, namentlich wie der unbarmherzige Aufruhr der Natur auf meine Seele gewirkt hatte.

«Sagen Sie nur,» sprach sie, «wurden Sie nicht kleinmütig? Wünschten Sie nicht zu sterben, als Ihnen so elend war?» «Nein, Majestät, daran dachte ich nicht!» «Woran dachten Sie also?» «Wie gut es sein wird, wenn der Sturm vorbei und ich die Krankkeit überstanden haben werde!» Darüber lachte sie herzlich. «Ist das wirklich wahr?» «Ja, Majestät, jetzt fühle ich mich ganz wohl und bin so guter Dinge, als wenn ich Champagner getrunken hätte.»

Vor dem Marseiller Hafen lavierten wir eine volle Stunde, ehe wir Einlaß fanden. Während

dieses unangenehmen Harrens genossen wir ein äußerst schönes Schauspiel. Vor unseren Augen spielte sich ein Schiffbruch ab. Glücklicherweise ohne tragisches Ende. Der Sturm schleuderte einen Dreimaster an den Felsen, doch bevor er festsaß, wurden die Passagiere von einem Frachtschiffe aufgenommen. Der armen Leute erbarmte sich die Madonna, die dort oben stehend, mit dem Jesuskind im Arme, von der Notre Dame de la Garde herniedersah auf das stürmende Meer. Nun sind wir wieder in Marseille. Wir stiegen im Hôtel de la Paix ab, wo es Ihrer Majestät erste Sorge war, ein herrliches Diner zu bestellen.

Wir begannen mit einem Leibgerichte der Kaiserin: mit französischen Austern, dann gab es treffliche Fische und Braten, zuletzt frische Walderdbeeren.

Ach, wie das nun alles schmeckte! Inzwischen tranken wir Asti spumante, den einzigen Wein, dem zuweilen auch die Kaiserin zusprach.

Ergreifend war die wirklich mütterliche Sorgfalt, mit der Ihre Majestät mich jeden Augenblick ermahnte, meine Eßlust ein wenig zu mäßigen, damit es mir nicht schade. Ich war wie ein ausgehungertes Kind nach einer großen Krank-

heit und habe vielleicht noch niemals so viel und noch niemals so gut gegessen wie damals. Doch aller guten Dinge Ende ist das — Eis.

Wir gingen daher in eine Konditorei, und was uns noch bis zu unserer Abreise an Zeit erübrigte, füllten wir mit der Besichtigung von Schaufenstern und mit Einkäufen aus. Während ihrer Reisen kaufte die Kaiserin allerlei Dinge, namentlich Spezialitäten zusammen, um sie dann allerwegen zu verteilen. Ich mußte über diese Einkäufe ein Journal führen.

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt waren wir auf dem Bahnhofe, wo sich eine reizende, humorvolle Szene abspielte.

Unsere Durchreise mußte irgendwie bekannt geworden sein und als wir den Perron betraten, sahen wir schon das Publikum in Gruppen stehen, das gekommen war, die Kaiserin von Österreich zu sehen.

Unter gewöhnlichen Umständen fühlte sich Ihre Majestät durch solches Interesse außerordentlich beengt, diesmal jedoch war sie davon ganz entzückt, weil die Neugierde der Leute vollkommene Befriedigung fand — ehe sie noch erschienen war.

Jetzt waren wir neugierig, zu erfahren, warum sich alle Blicke nach einem Punkte des Perrons richteten und wem diese ehrfurchtsvolle Stille galt. Wir näherten uns unbemerkt und fanden schon im nächsten Augenblick des Rätsels Lösung. Frau F., die Friseurin der Kaiserin, schritt in würdevollster Haltung den Perron auf und nieder, so nach besten Kräften die Kaiserin agierend.

Was hätte dies, von Künstlerhand entworfen, für eine prächtige Humoreske abgegeben!

Ihre Majestät fand dies Intermezzo sehr amüsant. «Stören wir die gute F. nicht,» sagte sie und bestieg rasch und unbemerkt den Zug.

— — — — — — — — — — — —

Februar 1895.

Wir sind am Kap Martin; ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin. Was dieser herrliche Blumengarten verschuldet haben mochte, weiß ich nicht, doch weiß ich, daß sich diese Sympathie später in Antipathie verwandelt hat. Wer vermöchte jede Regung ihres Herzens zu deuten!

Ihre Majestät sah einem lieben Besuche entgegen. Der Kaiser sollte kommen. Der Zeitpunkt war zwar noch nicht bestimmt, Ihre Majestät jedoch mit den Vorbereitungen zum Empfange vollauf beschäftigt. In unserem Hotel bewohnte ich die für den Kaiser reservierten Appartements, damit er sie bei seiner Ankunft wohnlicher finde.

Wenn wir auf unseren Spaziergängen Schönes sahen, hieß es gleich: «Das zeigen wir dem Kaiser.» Aßen wir etwas Gutes: «Notieren Sie das, es wird dem Kaiser schmecken.» Der Gedanke an ihn drängte in ihrer Seele in diesen Stunden freudiger Erwartung alles in den Hintergrund. «Der Kaiser

gestattet sich so selten einen kleinen Urlaub, bieten wir alles auf, ihm diese paar Tage recht angenehm zu gestalten.»

Leider verspätete sich der Besuch. Aus Afrika aber hatten wir schlechtes Wetter mitgebracht. Jeden Tag Regen, die Luft erstickend schwül, und man fühlte den Scirocco in allen Gliedern. In Algier waren wir niemals von solcher Mattigkeit heimgesucht.

Seit einigen Tagen weilte Gräfin Trani, die Schwester der Kaiserin, hier. Sie waren viel zusammen, promenierten miteinander und mein Dienst war daher ein leichterer. Ich freute mich dessen nicht, im Gegenteile. Es erschien mir ja selbst als Egoismus, allein es war so. — — —

Endlich ein sonniger Tag und wir begaben uns nach Nizza. Die Kaiserin fuhr mit Gräfin Trani, ich aber mit deren Hofdame nach Mentone, von wo der Eilzug nach Nizza $1^1/_2$ Stunden braucht.

Roquebrune, Monte Carlo, Villefranche, dann Beaulieu flogen an meinen Augen vorüber, während Ihre Majestät neben mir stand und mich auf die hervorragend schönen Punkte aufmerksam machte.

In Nizza angekommen, gingen die hohen Damen zu Fuße in die Stadt, während ich mich zu Rumpelmayer, dem berühmten Konditor begab, bei dem ich für Nachmittag das Lieblingseis der Kaiserin zu bestellen hatte.

Im London House war das Rendezvous. Dieses Hotel ist der Stolz von Nizza; es ist furchtbar teuer, man muß jedoch gestehen, daß seine Güte die hohen Preise rechtfertigt.

Es wurde ein tadelloses Déjeuner serviert und die frohe Stimmung, mit der wir zugriffen, wurde durch die Heiterkeit der Kaiserin gesteigert. Diese gute Laune war derzeit selten an ihr zu bemerken und beglückte umsomehr.

Nachmittags strichen wir umher und besichtigten alles Sehenswerte: Plätze, Gassen, Promenaden, und bewunderten viele, viele Schaufenster. Selbstverständlich wurden Einkäufe gemacht.

Auch einige vornehme Hotels wurden besichtigt, darunter das Riviera Palace, damit Ihre Majestät ein sympathisches Logis fände, wenn sie vielleicht Cap Martins überdrüssig werden sollte.

Dieser Gedanke verfolgte Ihre Majestät stets und deshalb wünschte sie sich im vorhinein derart zu informieren, daß sie im gegebenen Augen-

blicke die Zelte abbrechen und den Ort verlassen konnte, wo ihr Langweile drohte. Wenn die Langweile die träge Windstille unserer inneren Welt bedeutet und den Zustand, in welchem auch die äußeren Eindrücke ihre anregende Wirkung auf unsere Seele verlieren, dann langweilte sich die Kaiserin niemals. Was sie Langweile nannte, das mochte in Wirklichkeit ein quälendes Gefühl von Unruhe gewesen sein, welches, einmal erwacht, nicht mehr zu bannen war, wenn sie nicht ihre Seele durch neue Eindrücke, durch neues Interesse anregte.

Diese von so vielen Prüfungen heimgesuchte Seele wußte, daß ihre Wunden unheilbar waren und immer aufs neue aufbrechen mußten; auch war es nicht Heilung, sondern Linderung, Balsam, was sie auf ihren Wanderungen suchte.

Das Riviera Palace schien die Kaiserin zu befriedigen; wir notierten es und setzten unseren Spaziergang fort.

Ich darf wohl sagen, daß Ihre Majestät in Nizza, obschon man ihre Anwesenheit nicht ahnte, großes Aufsehen erregte. Es ist auch undenkbar, daß zwei Erscheinungen wie die der kaiserlichen Schwestern die allgemeine Aufmerk-

samkeit nicht auf sich ziehen sollten. Ich selbst konnte den Blick nicht von ihnen wenden, da sie so miteinander vor mir einherschritten.

Beide hoch, schlank und von vollkommener Gestalt, in ihrer Haltung jene Würde und Ungezwungenheit, welche die Souveränin verrät. Sie erinnern sehr aneinander, ohne sich ähnlich zu sehen.

Wodurch sich die Kaiserin auf den ersten Blick unterschied und was sie über alle erhob, war die vollkommene Harmonie, die ihrer Gestalt Anmut und ihren Bewegungen unaussprechliche Grazie verlieh.

Ich konnte mich an dieser hoheitsvollen Haltung, an der weiblichen Weichheit ihrer Bewegungen und an ihrem rhythmischen, schwebenden Gang nicht sattsehen. Oft dachte ich mir, die Natur habe, als sie sie formte, sicherlich an ein herrliches Weib gedacht, als sie ihr aber das schöne Haupt auf die Schultern setzte, dachte sie schon an eine «Kaiserin».

Ich hörte oft, daß die Erscheinung unserer Kaiserin an ein zwanzigjähriges Mädchen erinnere. Jawohl, sie hatte die Schlankheit und Anmut eines solchen — doch wie vieler zwanzig-

jähriger Mädchen hätte es bedurft, um in ihnen all die Schönheit und Anmut zu finden, die durch sie zur verkörperten Harmonie geworden war und sie unübertroffen erscheinen ließ.

Nach der großen Promenade nahmen wir unsere Jause bei Rumpelmayer und dann ging's mit erneuten Kräften zu Fuße nach dem Bahnhofe, wo wir eben zur rechten Zeit ankamen.

Da die erste Klasse bereits vergriffen war, mußten wir zweiter Klasse reisen. Die Kaiserin genierten derlei Kleinigkeiten ganz und gar nicht.

— — — — — — — — — — —

«Gehen wir nach Gorbio, es ist ein schöner Tag, benützen wir ihn.» Mit diesen Worten empfing mich eines Morgens die Kaiserin.

Wir setzten uns in Bewegung und nahmen die Richtung gegen das Gebirge. Ihre Majestät kannte diese Gegend gut und wußte genau, wohin jeder Pfad führte. Wir wandelten zwischen Gärten dahin, die gleich blühenden Rosenhecken sich bis an die Sohle des Berges zogen. Weiter führte uns der Weg durch einen Olivenhain, der sich schon steil den terrassenförmigen Berg hinaufwand. Unter unseren Füßen üppiger, dunkel-

grüner Rasen, aus dem die lieben duftenden Veilchen hervorblauten.

Ihre Majestät war mitteilsam und gesprächig. In solchen Stunden schlug sie das Thema an und machte mit ihrem hochfliegenden, lebendigen Geiste die Unterhaltung wertvoll und inhaltsreich. Ich muß es nicht erst sagen, daß sie mit mir ausschließlich ungarisch sprach. Die Art, wie sie ihren Gegenstand behandelte, hatte etwas Rhapsodisches, in ihrem Gedankengange war etwas Blitzartiges. Dies ist wohl der Grund, warum ihre Worte sich derart meiner Seele einprägten, wie ich es weder früher noch später von einem Menschen erfuhr.

Wir sprachen heute über mancherlei. Von Leuten, mit denen wir auf unseren Reisen zusammengetroffen, von Bekannten, von Gestalten des öffentlichen Lebens, dann wieder von der Menschheit im allgemeinen.

Bei diesem Thema eröffnete sich mir der tiefe Skeptizismus ihrer Seele und die Güte ihres erhabenen Herzens, die auch Dunkles mit dem milden Strahle der Liebe beleuchtete. Wahrlich, unser heiter begonnenes Gespräch nahm gegen das Ende hin eine düstere Färbung an.

Unter anderem richtete die Kaiserin folgende Frage an mich: «Sagen Sie doch, ist auch bei Ihnen der erste Eindruck maßgebend dafür, ob Ihnen jemand sympathisch oder antipathisch ist?» «Ja, Majestät,» antwortete ich nach kurzem Überlegen, «doch habe ich mich auch schon getäuscht.» «Ich noch nie. Wer vom ersten Augenblicke an meine Sympathie gewann, der besitzt sie noch heute, wen ich aber antipathisch fand, an den konnte ich mich nicht gewöhnen, obgleich ich mich mehr als einmal mit ganzem Herzen darum bemühte. Meine Seele empfindet die Seelen und es ist nicht ohne Grund, wenn sie ihr Veto einlegt.»

So verhielt es sich in der Tat, doch kam die Kaiserin später darauf, daß es von dieser Regel auch Ausnahmen gibt; in einem oder zwei ihr ursprünglich sympathischen Menschen hatte sie sich getäuscht.

Aus dem Walde tretend, befanden wir uns auf einem kahlen, felsigen Bergrücken und vor uns tauchten manöverierende Alpenjäger auf, die wir auf dem Übungsfelde bei Mentone öfters gesehen hatten. In ihren schmucken Uniformen machen sie einen sehr guten Eindruck. Neugierig

blickten sie uns an und schienen eine Weile mit uns um die Wette marschieren zu wollen; dann blieben sie in den Bergen zurück, wir aber befanden uns gar bald in Gorbio.

Ein ganz anspruchsloses, kleines Gebirgsdorf, wo jedoch herrliche Milch zu bekommen war; wie gut uns diese nach dem Bergsteigen mundete, brauche ich nicht erst zu sagen.

Für den Heimweg wählten wir die Fahrstraße. Ihre Majestät wurde nun, wie übrigens oft nach einem längeren und lebhafteren Gespräche, fast ganz wortlos und schlug ein um so rascheres Tempo ein. Vielleicht wollte sie mich heute auf die Probe stellen, ob ich mit ihr Schritt halten könnte, auch wenn sie mit angestrengten Kräften marschierte.

Ich bot alle meine Energie auf, allein, vor der Stadt angelangt, fühlte ich meine Kräfte nachgerade schwinden; zum Glück verlangsamte Ihre Majestät den Schritt. Weder früher noch später sind wir je so rasch gegangen. Meine Aufgabe war es, über unsere Ausflüge Aufzeichnungen zu machen, und auf Grund dieser schrieb dann die Kaiserin in ihr bereits erwähntes sogenanntes Gewichtsjournal die Umstände und den Verlauf eines jeden ein.

Heute gingen wir nach Monte Carlo. Bis Roquebrune führt ein schattiger Pfad die See entlang und von hier gelangten wir auf der staubigen Landstraße in 1 1/2 Stunden ans Ziel. Die Natur hat an Monte Carlo alle ihre Reize verschwendet. Der klarste Himmel, das blaueste Meer lachen auf die Spielhölle herab, die sich gleichsam in der umgebenden Vegetation zu verbergen sucht. Die Menschen, denen nichts heilig ist, haben hier ihrer sündigen Leidenschaft einen Palast errichtet, indem sie die Anziehungskraft der Naturschönheiten ausnützten und diese zu ihren Mitschuldigen machten.

Ins Kasino gingen wir nicht, spazierten aber im Parke und setzten dann unseren Weg nach Monaco fort. Dieses auf die Spielwut gegründete kleine Fürstentum, das, auf einer felsigen Halbinsel erbaut, weit ins Meer hineinreicht, hat eine herrlich pittoreske Lage.

Während wir uns an dem Anblicke ergötzten, beschäftigte mich der Gedanke, was wohl aus den Spielern und aus Monte Carlo würde, wenn ein Erdbeben diese Landzunge samt Monaco und Monte Carlo der Willkür der Wellen hinwürfe, daß sie in unbekannte Meere hinausgeschwemmt würden.

Schließlich einigten wir uns darin, daß das Spiel auf der schwimmenden Insel noch lustiger fortgesetzt würde als hier und täglich hunderte von Schiffen sich auf die Entdeckungsreise nach der fortgeschwemmten Spielhölle begeben würden.

Ins Hotel gelangt, fand ich eine böse Nachricht vor. Meine Mutter war erkrankt. Ich verlebte einige Tage in größter Seelenerregung, bis ein beruhigender Brief kam, und nur die gütige Teilnahme und tröstende Ermutigung der hohen Frau machte mir diese Zeit erträglich.

— — — — — — — — — — —

An einem trüb-heiteren Tage gingen wir auf dem Cornichewege gegen Roquebrune, dessen letzte Häuser sich gleich den Nestern der Uferschwalben an die steile Felswand lehnen. Den Ort meidend, wandten wir uns gegen Osten, dem Friedhofe des Dörfchens zu. An der ganzen Riviera genießt man wohl von dieser Uferseite die märchenhafteste Aussicht und die Kaiserin kam oft an diesen traurig-schönen Ort. Von hier gingen wir nach Turbie und dann auf der Zahnradbahn nach Monte Carlo hinab, von wo wir in äußerst raschem Tempo nach Hause eilten. — —

Da nun auch schon der Tag der Ankunft des Kaisers festgesetzt war, beschäftigten wir uns auf allen unseren Spaziergängen ausschließlich damit. So geschah dies auch heute, und die Kaiserin bestimmte die Ausflüge, die zur Unterhaltung Seiner Majestät unternommen werden würden. «Hier,» sagte die Kaiserin, «ist der Kaiser nur während der wenigen Stunden, die der Hofkurier hier verweilt, gezwungen, Herrscher zu sein; sonst kann er nach Herzenslust ausruhen und sich zerstreuen; ich aber fürchte immer ein unvorhergesehenes störendes Ereignis.» Dann setzte sie hinzu: «Ich glaube nicht, daß es außer ihm einen Monarchen gibt, der seine kaiserliche Person so sehr seinen Herrscherpflichten unterordnet, wie er.»

Leider zeigte sich das Wetter nichts weniger als ermutigend und Ihre Majestät schien den Elementen wirklich zu zürnen, weil diese so gar kein Einsehen haben wollten.

Endlich erstrahlte die Sonne wieder, uns um so willkommener, als wir soeben den Kaiser erwarteten. Lange vor Ankunft des Zuges waren wir mit Ihrer Majestät und Gräfin Trani auf dem Bahnhofe und harrten, auf dem Perron auf und

nieder gehend, der Ankunft des Sonderzuges. Der Bahnhof war abgesperrt und außer uns fand nur noch die korporativ erschienene Stadtrepräsentanz Einlaß.

Punkt 11 Uhr fuhr in feierlicher Stille der Zug ein, so leicht und glatt, als rollte er auf Gummirädern.

Der Kaiser stand in der Waggontür, grüßte lächelnd, und kaum hielt der Zug, sprang er schon elastisch ab, eilte auf die Kaiserin zu und umarmte sie. Dann ruhte sein Blick eine Weile voll Befriedigung auf der Kaiserin und die stumme Sprache seines gütigen Auges drückt deutlich seine Gedanken aus: Ich freue mich von Herzen, Dich so wohl aussehend zu finden. Dann begrüßte der Kaiser Gräfin Trani und mich mit einem herzlichen Händedruck und, nachdem er für die Huldigung der Erschienenen gedankt hatte, bestiegen wir die Wagen. Die ganze Einwohnerschaft Mentones und Cap Martins war auf den Beinen, um spalierbildend den Kaiser zu begrüßen.

Ins Hotel zurückgekehrt, das mit Teppichen und Blumen reich geschmückt war, bemerkte ich eine besonders große Gruppe von Harrenden,

die sich auffällig von den anderen unterschieden. Als der Wagen des Kaisers vorfuhr, erschütterte ein donnerndes Éljen die Luft. Die in Cap Martin und Mentone anwesenden Ungarn huldigten ihrem Könige. Um 12 Uhr war Déjeuner, an dem die Kaiserin jedoch nicht teilnahm, und so mußte ich, zur Rechten des Kaisers sitzend, präsidieren. Anfangs war ich natürlich sehr befangen, doch währte dies nur kurze Zeit, weil Seine Majestät mit seiner Liebenswürdigkeit der Stimmung gar bald eine gemütliche und intime Wendung gab.

Nach der Tafel zog sich der Kaiser zurück, um sich mit der Kaiserin auf einen größeren Spaziergang zu begeben. Den Abend verbrachten Ihre Majestäten allein.

— — — — — — — — — — —

Wenn das Wetter es gestattet, steht uns ein angenehmer Tag in Aussicht. Wir machen mit den Majestäten einen Ausflug nach Beaulieu. Auch die Herren kommen mit: Graf Paar, Fürst Liechtenstein und Berzeviczy. In Roquebrune bestiegen wir den Zug. Ihre Majestäten standen während der ganzen Fahrt am Fenster und die

Kaiserin erklärte dem Kaiser voll Lebhaftigkeit die in abwechslungsreichen Bildern vorüberfliehende Gegend. Die Konversation wurde ungarisch geführt. In Beaulieu angekommen, ging es in die «Reserve», wo mit dem bestellten Frühstück schon gewartet wurde.

Die «Reserve» hat eine herrliche Lage. Sie ist auf einem ins Meer hinausragenden mächtigen Felsen erbaut, und so saßen wir während des Frühstücks auf der nach drei Seiten vom Wasser umspülten Terrasse wie auf dem Verdeck eines Schiffes. Das außerordentlich bizarre Menu bestand fast ausschließlich aus Fischen, worunter sich die Bouillabaisse, nach Art des ungarischen Fischgerichtes «Halászlé», besonders hervortat. Wir fühlten uns an der schön geschmückten Tafel ganz besonders gemütlich.

Der Kaiser sah im Zivilanzuge prächtig aus und obschon ihn mehrere sofort erkannten, achteten die Gäste sein Inkognito. Die Gesellschaft war ziemlich groß und vornehm; besonders fiel uns ein Herr mit sehr interessantem Kopfe auf. Man sagte uns, es sei Casimir Périer, der gewesene Präsident der Republik. Die Kaiserin war ganz glücklich, daß dem Kaiser alles gefiel; er

hörte selbst die Lieder der italienischen Sänger mit Genuß an, obschon diese sich mehr durch leidenschaftliche Mimik als durch Stimme hervortaten.

Unser Kaiser hat sich die Empfänglichkeit bewahrt für jede edlere Zerstreuung und wäre sie noch so bescheiden; das liegt wohl mit daran, daß er sich gar so selten eine Zerstreuung gestattet.

Nach dem vortrefflichen Déjeuner promenierten wir noch ein wenig, dann eilten wir nach Hause, weil sich der Himmel plötzlich umwölkte und der Regen über unseren Häuptern hing.

Die Kaiserin fühlte alles voraus. Schon seit der Ankunft Seiner Majestät hatte sie das Vorgefühl beunruhigt, die Ruhe des Kaisers würde durch ein unvorhergesehenes Ereignis gestört werden. Ihre Angst war nicht grundlos. Eben jetzt traf die Nachricht ein, daß Erzherzog Albrecht bedenklich erkrankt sei. Der Erzherzog hatte wohl eine sehr zähe Natur, dennoch machte uns die Meldung mit Rücksicht auf sein hohes Alter große Sorgen.

Ihre Majestäten gaben noch zu Ehren ihrer Verwandten, der gräflichen Familie Caserta, ein Diner.

Geladen waren das gräfliche Paar, dessen vier erwachsene Kinder, Gräfin Trani und aus dem Gefolge eine Dame und ein Herr. Zum ersten Male sah ich da die Kaiserin in ihrer Eigenschaft als Hausfrau.

Nie zuvor sah ich Gäste so empfangen und mit vollendeter Liebenswürdigkeit sie vergessen machen, daß sie Gäste waren. Die Kaiserin unterhielt sich, wenn auch etwas leise, aber mit sichtlicher Lebhaftigkeit mit ihren Tischnachbarn. Es lag Kunst darin, wie sie durch ein zutreffendes Wort dem Gedanken ihrer Gäste zu Hilfe kam und die Unterhaltung im Gange erhielt. Diesmal sah sie ganz besonders herrlich aus. Sie trug ein schwarzes Samtkeid und ihr Antlitz war frisch und jugendlich.

Nach dem Diner hielten Ihre Majestäten Cercle und als die Gäste sich entfernt hatten, verblieben sie noch eine Weile gemütlich im Gespräch über die Ereignisse des Tages.

— — — — — — — — — — —

Erzherzog Albrecht ist gestorben. Wir sind sehr traurig und niedergeschlagen. Der Kaiser muß nach fünftägigem Aufenthalte heute wieder

zurück nach Wien. Der Zug des Kaisers fuhr nachmittags ab, ich aber war infolge eines kleinen Mißverständnisses nicht bei der Abreise.

Der Kaiser bemerkte es und rief von dem schon rollenden Zuge der Kaiserin zu:

«Ich lasse die Gräfin herzlichst grüßen; vergiß nicht, es ihr zu sagen!»

Mir tat diese Aufmerksamkeit Seiner Majestät sehr wohl und entschädigte mich überdies dafür, daß ich den Auftrag der Kaiserin, daß sie meiner Nachmittags nicht bedürfe, buchstäblich genommen hatte.

— — — — — — — — — — —

Die Bucht von Mentone entlang, dann den Fluß Carey verfolgend, gingen wir nach dem Berge, auf welchem der Gnadenort Annonciade liegt. Zwischen Orangen- und Zitronenbäumen führte der Pfad. Aufwärts steigend, erzählte mir die Kaiserin, wie sie bei einer Gelegenheit in der Nähe der spanischen Küste in Lebensgefahr geschwebt hatte und wahrhaftig ihre Errettung außer Gott nur der Geistesgegenwart Wachtels dankte.

«Der ‚Greif',» sagte sie, «war ein schwaches Schiff und beinahe wäre auf ihm auch Rudolf zu-

grunde gegangen. Der Herr Admiral hätte uns schon ein besseres Schiff geben können, aber er scheint sich nicht viel um unser Wohl gekümmert zu haben.»

Aus ihren Worten klang eine scharf geformte Meinung, die zu ändern, wer es auch immer versucht hätte, vergebene Mühe gewesen wäre.

Ihre Majestät trat in die Kapelle des Gnadenortes und zeigte mir das von ihr gespendete Bild der Jacht «Greif». Unter dem Bilde las ich das Datum des kritischen Tages und den Namen der Kaiserin.

— — — — — — — — — — —

Die Exkaiserin Eugenie, der einst eine Welt zu Füßen lag, erwarb, als sie Frankreich verloren hatte, ein Grundstück in Cap Martin, auf dem sie ein reizendes kleines Heim und einen herrlichen Blumengarten schuf. Das war das einzige, was ihr von der Erde Frankreichs geblieben war, von der sie sich nicht trennen konnte.

Die Kaiserin interessierte sich für die Exkaiserin und so besuchte sie sie eines Tages. Die würdige Matrone, die das siebzigste Jahr überschritten hatte, konnte noch immer eine schöne

Frau genannt werden. Ihre Gestalt war etwas voll, ihr Gehaben lebhaft und außerordentlich natürlich und lieb. In ihrer Konversation waren Geist und Gemüt gepaart und eine spielende Heiterkeit in der gleichmäßig guten Laune, die sich diese von so vielen Leiden und Erniedrigungen heimgesuchte Herrscherin zu bewahren gewußt.

Während ich die Kaiserin mit der Exkaiserin allein ließ, verplauderte ich mit einem sehr lieben alten Menschenpaare, mit dem im Dienste Eugeniens ergrauten Obersthofmeister Pietri und der Obersthofmeisterin Madame Lebreton, sehr gemütlich die Zeit. Diese zwei traulichen Ruinen erinnerten noch an vergangene Macht und Pracht, aber auch daran, daß hienieden alles vergänglich ist.

Der Besuch dauerte fast $1^1/_2$ Stunden. Am nächsten Tage empfing mich die Kaiserin. Sie sprach außerordentlich ungezwungen und freundlich und auch später, wo immer und so oft ich sie, auf ihren Stock gestützt, promenierend erblickte, mußte ich immer ein wenig im Gespräche mit ihr verweilen.

— — — — — — — — — — —

Die «Miramare» ist angelangt. Noch einige Tage und wir verlassen die schöne Riviera. Gott weiß warum, doch ich bedauere es nicht. Während unseres hiesigen Aufenthaltes war ich sehr oft unzufrieden mit mir gewesen und immer häufiger wurden meine Seelenkämpfe. Ich fühlte, daß ich der Kaiserin sympathisch war, fühlte, daß sie meine Hingabe mit Anhänglichkeit, meine schwärmerische Liebe häufig mit solchem Vertrauen erwiderte, daß die zwischen uns bestehende Kluft überbrückt schien, und doch geschah es mehr als einmal, daß sie mich kälter anblickte und sich, wie von einem Gedanken erfaßt, plötzlich vor mir verschloß.

Das schmerzte mich. Ich werde die volle Hingabe ihrer Seele wohl niemals erringen können und doch fühle ich, daß meine Dienste für sie nur dann wirklich wertvoll, ja segensreich wären, wenn ihre Seele dem warmen und heiteren Hauche der meinen immer offen stände.

Denn ich liebe sie sehr und möchte ihr auf diese Weise dienen oder gar nicht. Gelingt es mir nicht, dann — fort, fort! Übrigens erhielt ich ja nur für diese eine Reise die Berufung zu ihr.

— — — — — — — — — — —

Am Nachmittage des 1. März verabschiedete ich mich schweren Herzens von Gräfin Trani, die außerordentlich gnädig und lieb mit mir war, sodann eilten wir mit Berzeviczy aufs Schiff, um die Kaiserin und ihren Bruder Herzog Karl Theodor von Bayern zu empfangen, der mit seiner Gemahlin und seinen zwei Töchtern mit nach Corsica reiste.

Um $^1/_2$6 Uhr erschien Ihre Majestät mit ihren Gästen auf Deck und gab unverzüglich den Befehl zur Abreise.

Endlich ein wolkenloser Himmel und ein freundliches Meer. Die beiden jungen Prinzessinnen Sophie und Elisabeth waren mir anvertraut. In ihrer Gesellschaft verstrich die Zeit rasch, die lebhaften lieben Geschöpfe strahlten förmlich von Glück über die Herrlichkeit dieser Seereise.

Auch war der liebe Wachtel mit seinem galanten Offizierskorps da, das sich vorzüglich darauf verstand, Damen zu unterhalten. Der Tag verging in eitel Heiterkeit und abends bewunderten wir den gestirnten Himmel.

Als wir am nächsten Morgen nach Ajaccio kamen, war unser erster Ausblick ein nieder-

schlagender: wir hatten das schöne Wetter irgendwo im nächtlichen Dunkel verloren.

Über Ajaccio hatte ich viel Schönes gehört und nun widersprach der erste Eindruck alledem. So geht bei uns zu Hause der Regen nieder, so braust in unserem Komitate Ung der Herbstwind durch die Wälder.

Demungeachtet begaben wir uns in die unansehnliche graue Stadt und besichtigten alles Sehenswerte, namentlich was sich auf Napoleon bezog: sein Haus und dessen Einrichtung sowie das Mausoleum der Bonapartes.

Die Kaiserin und das herzogliche Paar setzten von hier aus ihre Entdeckungsgänge fort, ich aber kehrte mit den zwei Prinzessinnen aufs Schiff zurück, wo wir eine herrliche Jause nahmen und zwar bei Musikbegleitung.

Am nächsten Tage fuhren wir auf zwei gebrechlichen Wagen nach Pozzo di Borgo, um das Nest des kleinen Antagonisten Napoleons zu besuchen. Die Kaiserin begab sich mit ihrem griechischen Vorleser zu Fuß auf den steilen Berg.

Unsere kleinen corsischen Pferde zogen uns brav und munter den Berg hinan. Das Schloß ist aus den Steinen der Tuilerien erbaut und sein

Hauptschmuck sind jene sechzehn Riesensäulen, die man, ich kann es mir lebhaft denken mit welchem Ungemach, von Paris hierher geschleppt hat. Die Einrichtung dieser aus dem Adlerneste zusammengezimmerten Sperberhöhle ist übrigens nicht übel, der Ausblick aber geradezu bezaubernd.

Als wir auf dem Rückwege eben aus dem Schloßtor traten, erhob sich ein Orkan, wie er wohl noch selten gewütet haben mag. Er brauste mit solcher Gewalt heran, daß er die Prinzessin Elisabeth zu Boden warf, die Kaiserin aber mußte niederknien, um so dem Ansturme besser widerstehen zu können. Erst nach harten Kämpfen gelangten wir mit heiler Haut, durchnäßt und erfroren auf unser Schiff. Inzwischen schlug der Regen in einen Schneesturm um.

Einen solchen verspäteten Winter kann man auch bei uns zu Lande haben. Von Corsica hätten wir anderes erwartet. Am vierten Tage verabschiedeten wir uns von unseren lieben Gästen, die auf einem Postschiffe und mit der Erinnerung an einen Winterausflug nach Mentone zurückkehrten. Als wir sie aus dem Gesichtskreise verloren hatten, lichtete auch die «Miramare» die Anker und nahm ihren Kurs nach Neapel. — —

Neapel sehen und sterben, dieses enthusiastische geflügelte Wort ist ein höchst übertriebenes und dazu noch ein Gemeinplatz, doch Neapel im Schnee sehen und frieren, das ist etwas Neues und diesmal auch Wahres.

Stadt, Berge und Umgebung — alles weiß, nur das Meer ist blau wie Stahl und die vom Meere zurückgeworfenen Sonnenstrahlen glitzern und funkeln auf dem Hermelin der Erde. Die Kaiserin liebt Neapel außerordentlich und macht bei ihren Kreuz- und Querfahrten hier womöglich immer Halt. Kaum angekommen, ging es an die Besichtigung der Stadt.

Daß Neapel einen großen Eindruck auf mich machte, ist wohl überflüssig zu sagen, und die Kaiserin richtete unsere Gänge so ein, daß sich der Eindruck immer noch steigerte; mit zufriedenem Lächeln beobachtete sie mein wachsendes Entzücken. Wir befanden uns schon stundenlang auf der Wanderung, inzwischen nahmen wir hie und da ein Eis, und dann ging's mit erneuten Kräften weiter, damit ich, wie die Kaiserin sagte, Neapel entdecke.

Es war schon spät am Abend, als wir unseren Streifzug mit dem Schönsten, was man

nur sehen konnte, beendeten, mit einem bezaubernden Schauspiel, dessen Bild für immer in meinem Gedächtnis haftet und dessen Farben niemals verblassen werden.

Es ist weiße Mondscheinnacht und wir übersehen von der Chiaja aus das vor uns ausgebreitete, traumartige Bild, dessen schneeweißer Grundton rosenfarbige Reflexe erhält vom Scheine der aus dem Vesuv emporschießenden Feuersäulen.

Wie zauberisch schön ist diese entzückende Wirklichkeit!

Und Tausende gehen an ihr vorüber mit der Gleichgültigkeit des Gewohnten. Die Kaiserin konnte sich kaum von dem Anblick trennen. Sie war auch den ganzen Tag heiter und gesprächig gewesen.

«Das ist meine Neapeler Stimmung,» sagte sie, «hier trägt alles bei, mein Gemüt zu erheitern.»

Während des ganzen sechsstündigen Herumschlenderns und bis zum Schlusse bewahrte sie ihre Frische und Aufnahmsfähigkeit unter den immer neu auf uns einwirkenden Eindrücken. Sie interessierte sich sehr für das Straßenleben in Neapel. «Sehen Sie nur,» sprach sie, «wie viele Müßiggänger es da gibt, und lauter heitere Ge-

sichter. Nur unter der südlichen Sonne kann es so glückliche Tagediebe geben; die kältere, feuchtere Luft des Nordens macht auch die Seelen düster, so daß in ihnen nur die Sorge gedeiht.»

Mich interessierten, als eine Spezialität Neapels, die Lazzaroni. Allein mein Auge suchte vergebens an den Straßenecken die kleinen, reizenden, in malerische Lumpen gehüllten Bettler. Auf ihrem braunlockigen Haupte spielen die Sonnenstrahlen, mit den großen, tief blickenden Augen erobern sie die Herzen, erschließen die Geldbörsen. So sah ich sie einmal im Bilde, doch fand ich die Wirklichkeit anders. Es sind vergnügte, lärmende, weniger malerische, aber um so geriebenere Spitzbuben, die niemanden respektieren, am wenigsten die Fremden. «Es ist nicht ratsam, mit ihnen anzubinden,» mahnte die Kaiserin, «denn wenn ihre Zügellosigkeit geweckt wird, ist ihnen nichts heilig.»

Hierauf erzählte sie mir, daß sie sich gelegentlich eines früheren Aufenthaltes von ihrem damaligen griechischen Vorleser Ch. auf ihrem Spaziergange begleiten lassen wollte, doch ihre Absicht aufgeben mußte. Ein Organ der Behörde machte sie nämlich aufmerksam, sie könnte we-

gen des Griechen Unannehmlichkeiten haben, weil dieser einen Höcker hatte und die Gassenjungen ihn unbedingt lächerlich machen würden.

Wieder an Bord, sagte mir die Kaiserin, bevor sie mich verabschiedete: «Jetzt müssen Sie aber Neapel und seine Umgebung näher kennen lernen; Sie haben vier Tage Urlaub, Berzeviczy wird Sie führen, sehen Sie sich alles an, was in so kurzer Zeit nur möglich ist, und dann erzählen Sie mir Ihre Eindrücke.»

Ich dankte innigst für die Gnade und noch am selben Abende stellten wir mit Berzeviczy und Wachtel unser Programm zusammen. Die Erlebnisse der nächsten Tage will ich, da die Kaiserin an ihnen nicht teilnahm, nur flüchtig erwähnen. In gemütlicher kleiner Gesellschaft, bestehend aus dem Gefolge und einigen Marineoffizieren, besichtigten wir die Stadt und deren Kunstschätze und machten Ausflüge in die Umgebung, die jährlich von vielen tausend Touristen aufgesucht wird. Wir waren in Pompeji, Capri, dem seiner schönen Aussicht wegen berühmten Sant' Elmo und in Caserta, dem einstigen Buenretiro der Könige von Neapel. Tempora mutantur. Alles sprach hier von der Vergänglichkeit.

Aber die Krone all dessen, was ich gesehen, war ein Ausflug zum altehrwürdigen Vesuv.

Schon der Aufstieg war bezaubernd und ebenso der Ausblick in die um ihn ausgebreitete Welt. Leider gestattete er keine allzu große Annäherung. Respekt gebietend grollte er und schleuderte dröhnend Asche und Lava aus seinem Rachen. Wie bedauerte ich, daß die Kaiserin nicht da war. Die Erscheinungen der Natur, durch ihre Seele gesehen, gewannen erhöhte Bedeutung und tieferen Sinn.

Ich kam spät nachts nach Hause. Noch lange betrachtete ich vom Verdeck aus den Vesuv, wie er seine grellroten Flammen zornig gegen den Himmel schleuderte, von dem der lächelnde Vollmond neugierig hernieder und in seinen Krater blickte. — —

Wir würden abreisen, wenn es ginge. Die Offiziere prophezeien schon seit zwei Tagen Sturm und heute tanzt die «Miramare» in dem geschützten Hafen, daß sie in ihren Fugen kracht. Wachtel meint, der Sturm könne drei Tage anhalten. Was kann man da tun? Zuwarten. Die Kaiserin macht Spaziergänge oder läßt sich vom Griechen vorlesen, während ich in der Stadt her-

umschlendere und die Museen besichtige. So vergeht die Zeit und wir trotzen der Laune des Wetters. Morgen können wir hoffentlich reisen. Dies dürfte aber auch sehr wohltuend wirken nach dem großen Schrecken, den wir heute mitmachten, wo wir bei einem Haar im Hafen Schiffbruch litten. Der Sturm zerriß nämlich die Seile der «Augusta Victoria» und es hing an einem Faden, daß das große deutsche Schiff uns anrannte.

Am vierten Tage ließ der Wind nach und nachmittags 5 Uhr erklang Wachtels Kommandoruf: «Mit voller Kraft! Vorwärts!»

Unser Ziel ist Corfu. Nach der Abfahrt ließ mich Ihre Majestät zu sich berufen und ich mußte ihr Rechenschaft geben von allem, was ich gesehen. Die Bucht lag schon hinter uns und ich sprach noch immer. Ich hörte erst auf, als das stark bewegte Meer mich seine Leib und Seele schaukelnde, schwindelerregende Wirkung fühlen ließ.

Ich mußte mich also hinlegen, und versuchte in dem Gedanken einzuschlummern, daß der Ort, nach dem wir uns jetzt begaben, angenehmer als alle bisherigen sein würde, weil er das Heim der Kaiserin sei.

Morgens 5 Uhr erwachte ich. Die See ist still, das Schiff steht. Dies bedeutet, daß die Kaiserin jetzt ihr Bad nimmt. Da hält das Schiff immer. Ich eilte aufs Verdeck, wo meiner ein entzückender Anblick harrte. Drüben im tiefen Dunkel ragte der Stromboli empor, von dem gleich einem stürzenden Feuerbache die Lava sich herabschlängelte bis zum Meere.

Wenn der alte Vesuv dies sähe, hätte er seine helle Freude an seinem kleinen Bruder Stromboli. Die berühmte Scylla nebst Charybdis konnten uns nichts anhaben, obschon wir die eine kühn durchschnitten.

Allerdings, wenn die Griechen das Meer mit Dampfschiffen befahren und nicht mit nackten Armen und offener Brust den Elementen getrotzt hätten, würden auch sie geringschätzig auf die Scylla und Charybdis herabgeblickt haben, doch wie viel schöne Sagen und klassische Heroen wären uns dann verloren gegangen.

Ihre Majestät verbrachte den ganzen Tag auf der Schiffsbrücke. Ich hielt mich auch oben auf. Zu meinem Verdrusse verbarg sich der Ätna, den ich so gerne gesehen hätte, im Nebel. Abends, nachdem sich Ihre Majestät zurückge-

zogen, bekam ich eine Einladung zu einem Konzert, das die Offiziere veranstalteten.

Die Herren Seeoffiziere verstehen es meisterhaft, sich und andere zu amüsieren. Dieses nur auf das Schiff beschränkte Leben entwickelt in ihnen entsprechende Talente, die dann zumeist den Reisenden zugute kommen.

Als ich am nächsten Tage das Verdeck bestieg, schwammen wir schon längst in griechischen Gewässern und aus der Ferne, einem smaragdgrünen Streifen gleich, tauchte Corfu empor. Die Gebirge Albaniens waren mit Schnee bedeckt, also — auch hier kein Frühling. Es war $^1/_2$1 Uhr, als wir mit Ihrer Majestät das Schiff verließen.

Doch welche Täuschung, daß ich den Frühling nicht sah!

Jetzt erst sehe ich, daß die ganze Insel wie ein Blumenteppich vor mir liegt.

Ein wahrhaft rosenfarbener Lenz, unverfälschte ewige Jugend lacht uns von den Ufern entgegen, über denen auf hohem Berge das schneeweiße Achilleion steht.

Von diesem herrlichen Bau blicken die heitere Lebenslust der klassischen Vergangenheit

und die in edlen Formen ausgedrückte Schwungkraft ihrer jungen Seele auf den Ankömmling herab.

So war ich einst, spricht der Geist der Menschheit zu mir, während mein Auge an den Säulenreihen des Achilleion dahingleitet; — so bin ich jetzt! sagt mir die lächelnde junge Natur.

* * *

Vom Schiffe bringt uns ein Motorboot in den Hafen des Achilleion, der sich bis dicht an den Garten hinzieht. Links vom Molo fällt mir ein reizender kleiner Bau auf, das Badehaus der Kaiserin, rechts ein zweiter für die elektrische Beleuchtung.

Am Ufer, vielmehr am Ende des Gartens, empfing Baron B., der Direktor des Achilleion, Ihre Majestät, worauf wir die Serpentinwege des Gartens emporstiegen.

Unter Palmen und reich mit Früchten und Blüten behangenen Zitronen- und Orangenbäumen schritten wir hinan; wohin der Blick fällt, überall in Blüten prangende Rosenbäume und im Rasen verborgene Veilchen, die uns ihren berauschenden Duft als lieben Gruß entgegensenden.

Jetzt kommen wir an Heines Denkmal vorüber, weiter oben begrüßen wir Byrons durchgeistigtes Antlitz und, immer höher gelangend, erreichen wir die erste Terrasse, die sich im zweiten Drittel des stetig ansteigenden Gartens befindet.

Marmorne Treppen führen dahin und von weißem Marmor erglänzen ringsum die Geländer.

Auf der Terrasse, dem Aufgang gegenüber, erblickte ich auf einem massigen Marmorblock, in halb liegender Stellung, den Helden der Kaiserin, den sterbenden Achill. Irdische Macht und Ruhm — das Schicksal weiß immer eure Achillesferse zu treffen! — — —

Und wie schmerzlich dieser Zusammenbruch ist, dachte ich mir, da ich am niedergebrochenen Heros vorüberschritt.

Unter Palmen und Rosen weiterwandelnd, gelangten wir an die zweite Terrasse. Auf der obersten Stufe der Treppe, auf halbhohem Postamente, standen vor heller Luft die beiden Ringkämpfer, in dem Augenblicke dargestellt, da sie aufeinander losgehen wollen. Die Originale sind Meisterwerke Canovas. Wir gehen zwischen ihnen durch und befinden uns auf der Terrasse, von wo wir auf die Gegend zurückblicken.

Dieser aus dem stahlblauen Meere hervorlächelnden Lenzesherrlichkeit verleiht nur das albanesische Gebirge einen etwas ernsteren Ton. Welch ein entzückendes Bild!

Und hier auf der zweiten Terrasse erhebt sich, wie ein in Marmor ausgedrückter klassischer Gedanke, das Achilleion.

Dem Peristyl gegenüber stehen wir still, unser Blick ist für eine Weile festgebannt und scheint in stummer Huldigung die herrliche Wohnstätte zu begrüßen.

Hier verabschiedete sich die Kaiserin von uns, entfernte sich langsam und verschwand in den Säulengängen. Wir betraten den Palast durch den Haupteingang, an der anderen Front des Baues, und suchten eilig unsere Appartements auf. Meine Zimmer befanden sich im zweiten Stockwerk, nahe den Gemächern der Kaiserin, mit der Aussicht aufs Meer und auf das Innere der Insel. Ich sah mich um, fand alles wunderschön und eilte dann an mein weit geöffnetes Fenster.

Ach, was war das für eine freundliche, hell strahlende, glückliche junge Welt! Wie sehr verstand ich nun, warum die Kaiserin Corfu über

alles liebte und warum sie ihr liebes Heim gerade hier erbaut hatte.

«Das ist mein ‚Asyl', wo ich ganz mir angehören darf, hier beschränken mich keine weltlichen Rücksichten.» Mit diesen Worten stellte sie mir das Achilleion vor.

Und weil der Wunsch der Zurückgezogenheit von der Welt dieses kleine Paradies gebar, entsprach ihm auch unsere dortige Lebensweise.

Ich sah die Kaiserin fast die ganze Woche nicht, mit Ausnahme der Spanne Zeit, die ich, während sie sich frisieren ließ, bei ihr verbrachte.

Da erteilte sie ihre Befehle, war sehr lieb und freundlich, entließ mich aber sehr bald, und während ihre herrliche Haarkrone der Frau F. überlassen blieb, vertiefte sie sich in griechische Studien.

Ich bin überflüssig, dachte ich mir mehr als einmal. Ich bin zum Trabanten eines großen und geheimnisvollen Planeten geworden, ich fühle seine unwiderstehliche Anziehungskraft, aber mein Weg ist vorgezeichnet und nur auf Minuten, höchstens auf Stunden kann ich in seine strahlende Nähe gelangen.

Die Kaiserin stand auch hier früh auf und verbrachte den Morgen auf dem Peristyl oder im Garten ganz allein.

Gegen 11 Uhr machte sie einen größeren Spaziergang, von dem sie, erst in den Nachmittagsstunden heimgekehrt, sich zurückzog und dann nur ab und zu sichtbar wurde. Ich richtete meine Lebensweise dementsprechend ein und promenierte viel im Innern der Insel durch die schönen Olivenhaine. Die blumigen Hügel und Täler, die zerstreut stehenden oder malerisch gruppierten dunkelgrünen Baumriesen, dazu das lebhafte Treiben um den Kressidabrunnen, wo ich rastend oftmals die schönen, Wasser schöpfenden Mädchen von Gasturi bewundern konnte, versetzten mich in die Welt der Doréschen Bibel.

Eine Gestalt voll edelsten Ebenmaßes und herrlicher Haltung nähert sich mir, auf dem Kopfe trägt sie den Krug und, während sie ihn füllt, läßt sie ihre mandelförmigen, großen, braunen Augen auf der Fremden ruhen.

Rebekka am Brunnen, dachte ich mir und erwartete gleichsam — Jakob. Doch er kam nicht, was vielleicht besser war, denn leider passen die Männer von Gasturi nicht in den

Rahmen, dessen Eindruck sie nur schädigen würden.

Während unseres Aufenthaltes auf Corfu versammelte sich das Gefolge täglich an der Tafel im großen Speisesaal. Viele Erinnerungen gemütlicher, heiterer Stunden knüpfen sich an diese gemeinsamen Mahlzeiten.

Die Beleuchtung des Saales war bizarr; die elektrischen Flammen leuchteten in Form verschiedener Früchte oder Seifenblasen aus den Händen der Stuccoamoretten hervor und übergossen nicht nur die kunstvollen Fresken, sondern auch die vereinte, heitere Gesellschaft mit ihrem strahlenden Lichte.

Die Mahlzeiten auf Achilleion waren in der Tat prächtig. Die herrlichsten Gerichte verdankten wir dem Meere, an das auch alle Bestandteile der Tafel insoferne erinnerten, als das Silber, Porzellan, Glas und Linnenzeug unter der kaiserlichen Krone einen Delphin zeigte. Dies gehörte zum Stile des Achilleion, wo fast auf jedem Gegenstand und Ornament der Delphin zu sehen war.

Der Abend wurde dann gewöhnlich im Rauchzimmer verplaudert, das eine treue Nach-

ahmung eines in Pompeji ausgegrabenen herrlichen Saales ist.

— — — — — — — — — — —

Eines Tages ließ mich Ihre Majestät zu sich bescheiden, um mir ihre Gemächer zu zeigen.

Im Treppenhause des Haupteinganges, der auf die erste Etage führt, erzählt ein riesiges Wandgemälde vom Siege Achills. Der Heros steht auf einem dahinbrausenden Wagen, in seiner Linken Schild und Speer, in der Rechten hoch empor gehalten der Helm des im Staube nachgeschleiften Hektor, den er den nachstürmenden, siegestrunkenen Griechen zeigt.

Ich blieb vor dem Bilde stehen; doch während ich es betrachtete, verschwand es meinen Blicken und meine Phantasie zauberte das Bild des sterbenden Achilles an seine Stelle, vielleicht um mich mit seinem grausamen Siege zu versöhnen.

Von hier trat ich in die Appartements der Kaiserin, in den Salon. Was ist unser in Pracht und Luxus sich äußernder Schönheitssinn, verglichen mit dem Schönheitssinne der klassischen Zeit!

Strahlende Ausgeburten einer ungezügelten Phantasie! Dieser Saal samt seiner Einrichtung ist

eine getreue Nachbildung pompejanischer Kunst. Von den reichen Fresken der Wände und Decken lachen Frohsinn, Heiterkeit der Seele und unerschöpflicher Reichtum der spielenden Phantasie uns entgegen.

Ich bin nicht kunstverständig und weiß den wirklichen Kunstwert dieser herrlichen Kopien nicht zu beurteilen, allein während ich sie betrachtete, stahl sich mir das Gefühl heiterer Freude ins Herz. Wir pflegen mit Bewußtsein das Schöne und widmen ihm einen fetischartigen Kultus, während er dazumal warm und unbewußt den Seelen entströmte wie der Frühlingshauch, von dem die Wiesen sich mit Blumen schmücken und alle Büsche von Vogelgesang erklingen.

Die Möbel und anderen Einrichtungsgegenstände stehen ausnahmslos auf bronzenen Füßen; ihre Seiten und Flächen zeigen die herrlichste Mosaikarbeit; Polsterung und Bezug der Stühle und Lehnen sind wohl prunkvoll, aber, der vor zwei Jahrtausenden herrschenden Gewohnheit entsprechend, ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit.

Aus dem Empfangssaal gelangten wir in das Schreibzimmer und von da in das Toilettenzim-

mer der Kaiserin. Hier ist alles blau, lächelnd wie der Himmel und durch die rosafarbenen Fenstervorhänge wie von einem leichten Morgenrot überhaucht.

Von hier gelangt man in das Schlafzimmer, in dessen Mitte ein niedriges, römisches Bett steht, mit einem Eisbärenfell bedeckt. Von hier öffnet sich das Bade- und Turnzimmer, wo die Kaiserin täglich Übungen machte.

In all diese Räume blicken durch die Fenster die wechselvollen Bilder der Gegend und das Meer herein. Von dem Empfangssaale kann Ihre Majestät ohne Treppen auf das Peristyl treten.

Das Peristyl! Es ist der Stolz des Achilleion. Eine offene Säulenhalle, die sich in Gestalt eines großen L an zwei Fronten dahinzieht. Korinthische Säulen tragen die herrliche Stuccodecke, die Seitenwand schmücken Fresken aus dem Leben des Odysseus. Im Anstieg und hinter jeder Säule erblicken wir auf marmornen Halbsäulen ruhende Hermen der Großen aus der klassischen Zeit, außerhalb der Säulenreihe die neun Musen in Lebensgröße.

Das Peristyl ist der stumme Zeuge der einsamen Spaziergänge der Kaiserin. Hier stört sie

niemand; hier wagt sich niemand her, ohne gerufen zu sein. — —

Als ich alles gesehen hatte, führte mich die Kaiserin in die erste Etage und zeigte mir die Wohnräume des Kaisers. Ihre Einteilung ist im großen und ganzen die nämliche wie in den Gemächern Ihrer Majestät, doch ist hier die Einrichtung modern.

«Der Kaiser liebt die griechischen Möbel nicht,» erklärte die Kaiserin; «er hält sie für unbequem, was sie auch wirklich sind. Ich aber sehe sehr gerne diese edel geformten Gegenstände um mich und da ich höchst selten sitze, ist es einerlei, ob sie bequem oder unbequem sind.»

Endlich gingen wir aus des Kaisers Empfangssaal hinaus auf den geräumigen Balkon, an dessen zwei Ecken die beiden berühmten Kentauren sich gegenüberstehen.

«Das sind Originale aus der Sammlung Borghese,» bemerkte die Kaiserin, nachdem sie schon früher meine Aufmerksamkeit auf diese Figuren gelenkt hatte.

— — — — — — — — — — —

Der «Josefstag» war ein herrlicher Frühlingstag, an dem wir Wachtel mit Champagner feierten. Nachmittags schlenderte ich im Beniceer Orangenhain herum, wo die Bäume in voller Pracht standen und die Orangenernte gehalten wurde.

Es dunkelte schon, als ich nach Hause kam, und da ich mich für das Souper vorbereitete, kam der Befehl von Ihrer Majestät, in das Peristyl zu kommen. Ich eilte zu ihr.

Nicht nur das Peristyl schwamm in einem Lichtmeere, die Bogenlampen leuchteten auch ahnungsvoll hinab auf die Terrassen, die sich unter dem Garten stufenweise dahinziehen. Mir war, als geriete ich in eine geheimnisvolle Märchenwelt; zögernd fast betrat ich die strahlende Halle, wo jetzt alles, was Pinsel und Meißel in Bild und Marmor hierhergezaubert, sich im Lichtmeere zu beleben schien.

Die Kaiserin bemerkte meine Befangenheit und sprach lächelnd:

«Sie haben dies noch nicht bei Mondschein geschen, deshalb ließ ich Sie rufen. Zwar geben Bogenlampen einen schwachen Begriff von Mondlicht, aber dieser klassische Beleuchtungskörper

steht uns heute nicht zur Verfügung, und doch ist nur in seiner diskreten Beleuchtung das Achilleion wahrhaft schön.»

Ich folgte ihr wie eine Nachtwandlerin, hier und dort stille haltend und mich ganz dem Zauber dieser Märchenwelt überlassend. Wir gelangten zur Peri. Da standen wir eine Weile, denn da war die Grenze des Lichtbereiches und über diese herein gähnte die Finsternis zu uns empor, die unermeßliche. Sie war es wohl, die in diesem Augenblick uns so mächtig angezogen. Denn das Gesicht ihr zugewendet, lauschten wir stumm ihrer Sprache. Es klang, als rücke sie drohend gegen diese strahlende Märchenwelt vor.

Der gleiche Gedanke dürfte uns beide durchzuckt haben, denn plötzlich wandten wir uns und eilten stumm hinab in den Garten. Hier zeigte mir die Kaiserin ihre Statuen bei Beleuchtung. Byron fand ich sehr schön. Bei Heine jedoch störte mich stets der vogelhausartige Bau, in dem er untergebracht war. Während wir ihn betrachteten, sagte die Kaiserin: «Ich liebe diesen traurigen Juden, in dessen Seele etwas von der Seele Ahasvers lebt.»

Wortlos gingen wir weiter zum sterbenden Achill und die Kaiserin führte mich gerade dem Punkte zu, von wo aus das Kunstwerk am besten zur Geltung kam. Und wahrlich, von hier aus und in dieser Beleuchtung gesehen, übt der niedergebrochene Held eine erschütternde Wirkung aus. Der unsägliche Schmerz, der sich in seinen Zügen ausdrückt, ist nicht der Abschiedsschmerz allein. Mit Achilles steigt Größe, Ruhm und Macht in den Hades; die Bitternis darüber prägt sich in seinem leidenden Antlitz aus und macht sein Sterben ergreifend.

Unser Aufenthalt in diesem Zaubergarten währte eine Stunde. Als mich Ihre Majestät entließ, dankte ich in warmen Ausdrücken für diesen seltenen Genuß und war schon im Gehen begriffen, da eilte sie mir mit den Worten nach: «Kommen Sie nur, ich zeige Ihnen noch den Achilles von Matsch, der bei Beleuchtung um vieles schöner ist.» Und sie führte mich in die Vorhalle. Vom elektrischen Lichte wie von einem Glorienschein umstrahlt, war nun der sieghafte Held zu sehen, wie er, von seinen Myrmidonen gefolgt, dahinrast, Hektors Leiche hinter seinem Wagen einherschleifend.

Ich erinnere mich nicht, ob ich über das Bild eine Bemerkung fallen ließ; möglich daß mein Auge auch diesmal den sterbenden Achill sah.

— — — — — — — — — — —

Ich habe fast gar keinen Dienst, daher um so mehr Zeit zum Herumstreichen. Ich kenne die Insel schon in einem Umkreise von 10 Kilometern und Corfu selbst durch und durch.

Gestern war ich auf Pontikonisi, der Mäuseinsel; das ist der Sage nach das versteinerte Schiff des Odysseus. Heute besichtigte ich den Hafen, dann die Festung und schließlich, damit mir in Corfu nichts verborgen bliebe, das Ghetto. Ein entsetzlicher Ort.

Die Tage vergehen.

In seelenvertiefender Stille lebt die Kaiserin ihr glänzendes Robinson-Leben dahin.

Ich sehe, daß das für sie ein Segen ist und finde in diesem Bewußtsein Trost dafür, daß ich mich hier ganz überflüssig fühle.

— — — — — — — — — — —

Wir erwarten Erzherzogin Gisela und ihren Gemahl, Prinz Leopold von Bayern. Sie kommen

auf der «Miramare» von Brindisi her und Berzeviczy empfängt sie in Benice.

Im Hofe des Achilleion promenierend, erwartete Ihre Majestät die Gäste. Ich berichtete inzwischen über meine Eindrücke von Corfu und bei der Erwähnung des Brunnens der Cressida und der schönen Mädchen von Gasturi erinnerte sich die Kaiserin ihrer voll Begeisterung, als verspäteter Boten eines längst entschwundenen, schöneren Zeitalters. «Und die Frauen von Gasturi,» setzte Ihre Majestät hinzu, «imponieren mir nicht nur durch ihre antike Schönheit, sondern auch durch ihre unermüdliche Arbeitsamkeit. Sie besorgen nicht bloß die häusliche Arbeit, sondern auch zum großen Teile die Garten- und Feldarbeiten. Haben Sie schon den Griechen auf dem Esel und das Weib neben ihm dahintrottend gesehen? Nun, dies charakterisiert das Verhältnis von Mann zu Weib hierzulande.»

«Doch halt, da kommen unsere Gäste,» unterbrach sich die Kaiserin und eilte ihnen freudig entgegen. Voll Herzlichkeit empfing sie ihre Kinder, mit verbindlicher Freundlichkeit deren Gefolge, und dann begleitete sie sie in die Appartements des Kaisers, wo sie wohnen werden. Doch

verweilten sie da nur wenige Augenblicke und schon entführt sie die Kaiserin, um ihnen die Herrlichkeiten des Achilleion zu zeigen.

Die bayrischen Hoheiten soupierten mit uns und waren sehr heiter und gemütlich, kaum aber hatten wir die Mahlzeit beendet, da kam von der Kaiserin die Botschaft, wir sollten uns alle in das Peristyl hinauf begeben. Eine fast vollständig finstere Seitentreppe führte uns dahin und der Eindruck, den die in Licht gebadete Halle dann auf die Eintretenden machte, war berückend.

In hoheitsvoller Haltung trat uns die Kaiserin entgegen. Sie hatte ein schwarzes Kleid an und ihre schlanke Gestalt schien im Lichte zu wachsen und zu schweben.

Sie lächelte — doch ihr Lächeln erschien mir heute schmerzlich. Vielleicht nie zuvor war sie mir so poetisch schön vorgekommen wie jetzt. Das Entzücken, zu dem das Achilleion ihre Gäste hinriß, tat ihr wohl. Sie behielt uns nahezu eine halbe Stunde bei sich. Ich war die Letzte, die sie verabschiedete, mit einem wehmütigen Blick und den Worten: «Mit meiner stillen Schwärmerei wär' es bald zu Ende, müßte ich sie, wie heute, häufig unterbrechen.»

Das Achilleion ist eine Zufluchtsstätte. Das herrliche Asyl einer verwundeten großen Seele. Hier wurden ihr selbst die Nächststehenden fremd. Und es sollte sie auch niemand da stören wollen.

Ostersonntags versammelte sich das Gefolge in der Vorhalle zur Messe. An diesem Orte hatte mir die Reliefdarstellung der tot auf dem Wasser treibenden Ophelia immer einen so schlechten Eindruck gemacht, daß ich es gar nicht anblicken konnte.

Von hier öffnete sich eine kleine Kapelle, an deren Betstuhle die Kaiserin und ihre Kinder beteten. Wir selbst fanden darin keinen Platz, so gering ist ihr Fassungsraum. Das Altarbild ist eine Stella Maris, über der Munkácsys «Christus vor Pilatus» in Mosaik angebracht ist. Ihre Majestät liebte dieses Bild sehr.

— — — — — — — — — — —

Heute ist großes Diner, an dem auch die Kaiserin teilnimmt. Welche Seltenheit! Und welch ein Freudenfest für uns alle.

Ich und Baron B. schmückten den Tisch mit weißen Iris und vielen, vielen Veilchen, die aus

Farnen und Myrtenzweigen hervorlugten. Wir waren sehr stolz auf unser Werk, weil es Ihrer Majestät sehr gefiel.

Das Diner war ausgezeichnet; die Kaiserin, hinreißend liebenswürdig und heiter, lachte herzlich über die eine oder andere scherzhafte Wendung des Gespräches. Während des Cercles sah ich voll Bewunderung, mit welcher Anmut und Heiterkeit sie die Konversation führte. Wie oft schon hatte ich dies bewundert, und hier im Achilleion mehr als irgendwo. Wie majestätisch ist diese einsame Seele! Ihre Herzensgüte erstrahlt, wenn sie unter Menschen tritt. Als wollte sie all das, was sie in ihrer Verschlossenheit der Welt entzogen hat, bei solcher Gelegenheit überreichlich ersetzen.

Dann folgte noch eine kleine Feier, die sich jedoch nur im Kreise des Gefolges abspielte. Der Grieche Mr. Pali endete heute seine einjährige Dienstzeit und trat aus. Vor seiner Abreise überreichte ihm Berzeviczy im Allerhöchsten Auftrage das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens, von welcher Auszeichnung er freudig bewegt war.

Der «Spazierstock», wie ihn die Kaiserin nannte, hatte seinen Dienst zur vollsten Zufriedenheit getan und sich auch unsere Sympathien

erworben. Ein bescheidener, verständiger Mann, der griechischen und französischen Sprache und Literatur kundig.

— — — — — — — — — — —

Bei etwas bewölktem Himmel besichtigten wir mit den bayrischen Hoheiten Monrepos, die Villa des Königs von Griechenland. Ein anspruchsloses kleines Schloß, in herrlicher Lage, wo zu Anfang der sechziger Jahre auch die Kaiserin ein paar genußreiche Wochen verlebt hatte. Von da gingen wir zu Fuß nach Il Canone und dann im Kahne weiter nach Pontikonisi. Diese kleine Felseninsel mit ihren riesigen dunklen Zypressen gibt ein düster-mystisches Bild. Angeblich hat Böcklin nach diesem Vorbilde seine «Toteninsel» gemalt. Heimwärts wurde unser Boot durch das Motorboot der «Miramare» in Schlepp genommen und bis zur Bucht des Achilleion bugsiert.

Im Garten trafen wir Ihre Majestät, der die Hoheiten die soeben gewonnenen Eindrücke mitteilten.

Wir machten noch mehrere ähnliche Ausflüge mit unseren Gästen und die Tage ihres Auf-

enthaltes verstrichen in der angenehmsten Weise. Nun kam die Abreise.

Nach dem Abschiedsouper kam die Kaiserin herab. Mit ihr geleitete das ganze Gefolge die lieben Gäste zum Hafen, wo ihrer schon die glänzend beleuchtete «Miramare» harrte.

Die Kaiserin verabschiedete sich von ihren Kindern, die einige Minuten später vom Verdeck der «Miramare» uns ihre Grüße zuwinkten. Als sich das Schiff in Bewegung setzte, warf ein an Bord aufflammender, riesiger Projektor seinen Schein auf das Ufer und beleuchtete den Garten, das Achilleion, ja sogar den Gipfel des zypressengekrönten Kiriaki.

Lange sahen wir dem schwimmenden Palaste nach, dann schritten wir wortlos den Berg hinan.

— — — — — — — — — — —

Die Zeit vergeht. Noch einige Tage und auch wir verlassen diesen herrlich schönen Ort. Ich denke mit Trauer daran.

Ihre Majestät gab heute ein großes Abschiedsdéjeuner, an dem wir alle teilnahmen. Wir hatten ausschließlich griechische Gerichte und Weine aus

Corfu. Es gibt kein ungarisches Haus, dessen Hausfrau ihre Gäste mit größerer Liebenswürdigkeit zu animieren wüßte als die Kaiserin.

Sie schien ganz in ihrem Elemente zu sein und obgleich sich diese kleine Gesellschaft in der drückenden Stimmung des nahen Abschiedes zu Tische gesetzt hatte, erklangen bald darauf die Gläser, in den Augen blitzte die Heiterkeit auf und mir war beinahe, als sähe ich aus allen Ecken des sonnenbeschienenen Gartens Schwarm um Schwarm heiterer Genien hereinschweben, die im Reigen den Tisch umtanzten und die Rosen des Frohsinns über die Gäste des Achilleions streuten.

Und nun geht's ans Packen und morgen — fort!

Wer weiß, ob ich jemals diesen herrlichen Ort wiedersehe. Des letzten Tages Freude: die Kaiserin verlangte mein Bild.

Dies, dachte ich mir, ist das wehmütige Vorspiel unseres Abschiedes für immer.

Gegen Abend beschied mich Ihre Majestät unerwartet zu sich in den Garten und zeigte mir das Denkmal des Kronprinzen, das an diesem Tage aufgestellt worden.

Die ergreifende Schöpfung kam von Lugano. Der mächtige graue Granitsockel hat auf glatter Fläche ein medaillonförmiges Relief mit dem Brustbilde des Kronprinzen Rudolf. Über dem Relief, auf dem Rande des Blockes, sitzt, auf eine gebrochene Säule gelehnt, der Engel des Todes. Seine Fittiche sind ausgebreitet, sein Blick ernst und unerbittlich, und während er mit der Linken auf Rudolf weist, hat sich in seiner Rechten die Lebensfackel bereits erdwärts geneigt.

Hoch aufgerichtet, die Blicke in die Ferne verloren, stand die Kaiserin da und ihr Schatten fiel auf das Denkmal. Als wollte sie ihren Sohn umarmen; und mir war's, als hörte ich durch die Stille das qualvolle Schluchzen ihrer Seele. — – ·

— — — — — — — — — — —

Die «Miramare» liegt unten am Gartenende bereit. Wir begeben uns um 6 Uhr auf das Schiff; die Kaiserin nach Beendigung ihres letzten einsamen Spazierganges erst nach Eintritt der Abenddämmerung. Das Schiff setzt sich in Bewegung.

Der Projektor wirft seinen Schein auf das verlassene Achilleion. Meine Seele ruft ihm ein letztes Lebewohl zu.

Es scheint, als ob nicht wir uns fortbewegten, sondern als ob jenes schöne, weiße, antike Haus, jene Märchenwelt, immer weiter hinwegschwände, zurück in die Vergangenheit und bis in die Zeit des Homeros, um erst da wieder standzuhalten.

— — — — — — — — — — — —

Wir hatten schönes Wetter und gute See bis Spalato. So hat sich Neptun schließlich doch entschlossen, auch mir ein freundliches Antlitz zu zeigen.

Vormittags gegen ½11 Uhr tauchte hinter unserem Schiffe eine Schar Delphine empor, die uns mit heiteren Sprüngen begleiteten und das Schiff umkreisten.

Vielleicht wollte das Achilleion uns durch sie seine letzten Grüße senden.

In Spalato kamen Erzherzogin Valerie und deren Gemahl, Erzherzog Franz Salvator, an Bord, um mit uns weiter zu reisen.

Um 11 Uhr war Déjeuner im glänzenden Speisesaale der «Miramare», woran auch Erzherzog Karl Stephan mit seiner Gemahlin, Erzherzogin Maria Theresia, teilnahm. Nach der Mahlzeit be-

sichtigten wir Spalato und das Sehenswerteste: die aus der Römerzeit stammenden Bauten.

Während des Rundganges verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft der Kaiserin und gar bald waren wir von ganzen Schwärmen Neugieriger gefolgt. Glücklicherweise war Ihre Majestät heute in bester Stimmung und reagierte auf diese Störung nicht. «Meinetwegen mag ich einmal eine Sehenswürdigkeit sein,» sagte sie lächelnd und nur ihr rascherer Schritt verriet einigermaßen ihre Nervosität.

— — — — — — — — — — —

Erzherzogin Valerie kannte die Lagunenstadt nicht und seit diese in italienischem Besitze ist, war auch Ihre Majestät nicht wieder dort gewesen; so mußte denn die «Miramare» die Richtung auf Venedig nehmen. Während unserer angenehmen und glatten Reise spielte sich eine heitere Episode ab. Der Erzherzog ließ aus Versehen das Fenster seiner Kajüte offen und erwachte plötzlich — in einem unfreiwilligen Seebade.

Morgens 10 Uhr erreichten wir Venedig und warfen an dem schönsten Punkte, knapp vor der Piazzetta, Anker.

Beinahe gegenüber steht der königliche Palast, in dem die Kaiserin einst mit ihrem jungen Gemahl glückliche Zeiten verlebt hat.

Hier ertrug die Kaiserin die Zudringlichkeit der Neugierigen durchaus nicht so geduldig wie in Spalato und wir flüchteten uns vor der rücksichtslosen Menge plötzlich in eine Gondel.

Lange und mit aufrichtigem Entzücken hingen unsere Blicke am Canal Grande und seinen unvergleichlichen Palastreihen; mit Bewunderung standen wir vor Tizian und Veronese und schließlich besichtigten wir die berühmte Glasniederlage von Murano.

Die Kaiserin liebte die italienische Sprache nicht, die sie auch nicht gelernt hatte. Bei den Einkäufen mußte ich daher mit meinen sehr mangelhaften Kenntnissen aushelfen.

Die Kaiserin wählte eben einiges von Besarels künstlerischen Bronzen, als sich plötzlich ein Unwetter erhob. Wir mußten warten. Der alte Besarel mochte wohl eine Ahnung von dem hohen Besuch haben, weil er die Gelegenheit ergriff und sein Gastbuch mit der Bitte vorlegte, unsere Namen einzutragen. Auf Befehl der Kaiserin schrieb ich: «Gräfin Sztáray und Gesellschaft.»

Der alte Herr erwiderte unsere Gefälligkeit mit einem Kompliment: «Ich freue mich, in meinem Atelier diesmal Blumen zu sehen und nicht wie gewöhnlich — Dornen.»

Die Kaiserin fand den alten Herrn sehr nett, ermahnte mich aber, im Weggehen begriffen, bei solchen Gelegenheiten die Kaiserin zu vergessen und sie wie eine ältere Freundin zu behandeln.

Die Kunstausstellung im Giardino pubblico gefiel Ihrer Majestät nicht sonderlich.

«Dieses Leben und diese Gestalten sind mir unverständlich; diese Farben sucht mein Auge vergeblich in der Natur,» bemerkte sie, während wir in den Sälen vor dieser oder jener problematischen Leinwand standen.

Im schützenden Dunkel des Abends beteiligten wir uns an der Promenade auf dem Markusplatze, wo auch selbstverständlich Eis genommen wurde.

Dieser herrliche Platz und das auf ihm wogende bunte Leben entzückten die Kaiserin so sehr, daß 9 Uhr längst vorüber war, als sie an den Heimweg dachte. Kaum waren wir jedoch auf Deck, als die im Lichte schwimmende «Mira-

mare» von Gondeln im Schmucke farbiger Lampions umlagert wurde und eine Serenade der andern folgte, wobei die mit den Sängern besetzte Barke die übrigen Gondeln weiterführte, wie die Henne ihre Küchlein. Auch wir bekamen Lust, uns ihnen anzuschließen, und als sich die Kaiserin zurückgezogen hatte, fuhren wir unbemerkt einem solchen Schwarme nach.

Für den dritten Tag war die Abreise bestimmt und wir beschäftigten uns mit den Vorbereitungen, als bekannt wurde, daß König Humbert und Königin Margherita eintreffen sollten.

Der Aufenthalt in Venedig mußte daher verlängert werden.

Die Kaiserin begab sich allein ins königliche Schloß, wo sie eine halbe Stunde verweilte, und kaum hatte sie die «Miramare» betreten, kam schon das königliche Paar, seine Gegenvisite abzustatten.

Es war dies ein ergreifender Augenblick auf der «Miramare.»

Die Matrosen des im Flaggenschmucke prangenden Schiffes nahmen ihre Plätze auf den Raen und Masten ein, während die Offiziere sich auf dem Verdecke aufstellten. Jetzt erdröhnten die

Kanonen und die Matrosen empfingen das italienische Herrscherpaar, als es das Verdeck betrat, mit donnerndem Hurrah.

Die Kaiserin führte ihre Gäste in den Empfangssalon, während wir uns mit dem Gefolge beschäftigten. Nach dem kurzen Besuche gingen die Vorstellungen vor sich, wobei sowohl die Kaiserin als auch das italienische Königspaar freundliche Worte mit dem beiderseitigen Gefolge wechselten.

Hierauf bestieg das Königspaar die Gondel und begab sich, unter den Evvivarufen des am Ufer versammelten Publikums, in das Schloß zurück.

All dies geschah Vormittags und schon um 1 Uhr lichteten wir die Anker. Die übrige Zeit weihten wir dem Abschiede. Wir verabschiedeten uns vom erzherzoglichen Paare, das sich hier von uns trennte, aber auch von der schönen «Miramare», die, wenn sie uns morgen ans Land gesetzt hat, unseren Augen für lange Zeit entschwinden wird.

Meinen Augen wahrscheinlich für immer. —

Morgens beim Erwachen lagen wir vor dem Schlosse des Kaisers Maximilian. Die Kai-

serin blieb allein, um in diesem blütenprangenden Paradiese einen Tag zu verbringen.

Ich fühlte, daß mich hier der gleiche Frühlingshauch umspielte wie in meinem teuren Vaterlande; so heiter, so balsamisch und stählend: den Karpathen und der Ebene entsprossen. Doch vergebens, mit meiner Seele spielt kein Sonnenschein, die lächelnden Blumen erheitern mein Gemüt nicht, vor meinen Augen ist der Lenz umflort; denn ich kann nur weinen, ich kann nur Abschied nehmen von meiner innigstgeliebten, unglücklichen Kaiserin.

Die Stunden eilen und meine Seele erbebt, wenn ich an den morgigen Tag denke.

Abends fuhren wir mit dem Sonderzuge ab und kamen morgens in Hetzendorf an, wo der Kaiser schon der Kaiserin harrte. Es war der 1. Mai.

Wie schwer waren diese wenigen Minuten dort im Hetzendorfer Bahnhofe. Nach dem innig herzlichen Wiedersehen mit dem Gemahl wandte sich die Kaiserin um und trat auf mich zu. Dies war der gefürchtete Augenblick, an den ich immer nur mit Beklommenheit gedacht hatte und der mich nun auch ganz außer Fassung brachte.

Mit warmer Stimme und außerordentlicher Herzlichkeit sprach die Kaiserin zu mir. Was sie sprach? — Ich weiß es nicht, ich zitterte vor innerer Bewegung und — weinte. Zum Schlusse drückte sie meine Hand und entfernte sich dann rasch mit dem Kaiser. — Ich blickte ihr nach, wie damals bei unserer ersten Begegnung im Garten zu Ischl.

Als sie mir entschwunden war, dachte ich bei mir, daß nunmehr sie es sein werde, die meine unzertrennliche Begleiterin bleibt in dem wehmütigen Gedächtnisbild ihrer erhabenen Wesenheit.

Noch an demselben Tage fuhr ich nach Wien und von da direkt nach Hause. In Wien verabschiedete ich mich vom treuen Begleiter Ihrer Majestät, General von Berzeviczy.

Zuweilen mürrisch und griesgram, doch ein ganzer Mann und Soldat und bis ins Mark hinein ein wahrhafter, ehrlicher Charakter, eine gute Seele. Die Kaiserin war ihm geneigt und vertraute ihm unbedingt. Sie nahm es nie übel, wenn er gelegentlich seiner widersprechenden Meinung ihr gegenüber Ausdruck gab. — — —

Ich bin daheim. Im Kreise meiner Mutter, Geschwister und Angehörigen flieht die Zeit rasch

dahin. In unserem Hause kennt man den Müßiggang nicht und deshalb vielleicht haben in unserer Familie selbst die, deren Haupt längst der Reif bedeckt, bis ans Ende die Frische des Gemütes und die Elastizität des Körpers bewahrt.

Viele Schicksalsschläge haben uns getroffen, doch in unser aller Antlitz spiegelt sich sanfte Ergebung in Gottes Willen und dies, glaube ich, erhält am wirksamsten die Willenskraft des Leibes und der Seele.

Seit ich heimgekehrt bin, fühle ich mich nicht am wohlsten, doch nehme ich darauf keine Rücksicht und gehe meiner gewohnten Beschäftigung nach, treibe namentlich zu meiner Erholung Gärtnerei. Doch wo ich auch weile, was immer ich tue, stets ist mir meine Kaiserin gegenwärtig. Ihre schlanke Gestalt steht vor mir, ihr Blick ruht auf mir und ich glaube ihre liebe Stimme zu hören, wie sie meine Tätigkeit betrachtet und mitleidig lächelnd spricht: «Nein, diese Beschäftigung wäre nichts für mich.»

Dann lasse ich alles im Stiche und gehe unter die mächtigen Linden am Gartenende und blicke traumverloren nach der tiefblauen Bergkette, die an Frühlingstagen ganz nahe an uns

heranzurücken scheint. In diesen Momenten der Einsamkeit fühlte ich, wie noch vor kurzem wieder, ihre poetische Erscheinung deutlich zu meiner Rechten. Sie ging mit mir, während ich mit einem gewissen Stolz meine liebliche Heimat betrachtete, die, so glaube ich, auch ihr sehr gefallen hätte. Doch plötzlich entschwand sie von meiner Seite und erging sich bereits fern in der blauen Bergkette von Vinna, mit leichten Schritten den Gipfel erklimmend, von dem sich die freieste Aussicht eröffnet auf diese schöne, geheimnisvolle Welt Gottes.

Ich bin sehr erbittert gegen meinen Arzt, der mir das Gehen jetzt untersagt. Wenn ich nach Herzenslust in meiner schönen Heimat herumstreifen könnte, wüßte ich die Kaiserin immer an meiner Seite. Ach, diese alten Familienärzte sind große Tyrannen. Ihnen widersprechen, kommt einem Attentat gleich, das den Tadel der Familie herausfordert, und gegen ihr Gebot handeln ist richtige Rebellion.

Eines Tages aber kündigte ich ihm dennoch den Gehorsam. Im August 1895 erhielt ich eine vertrauliche, vorerst «geheime» Aufforderung aus Ischl, ich möchte die Kaiserin nach

Frankreich begleiten, zu mehrwöchentlichem Badeaufenthalt.

Die Freude, die ich damals empfand, war wie die des Mädchens, das mit dem Erwählten ihres Herzens noch nicht im Reinen ist und eines Morgens seine Werbung erhält. Zu wem die Kaiserin in solcher Weise zurückkehrt, zu dem fühlt sie sich von Herzen hingezogen. Ich fühle, daß ich mich darin nicht täusche und daß ich ihr viel mehr bin als ein — Spazierstock.

Ich bedauerte nur meine Mutter, die mit Rücksicht auf meine zarte Gesundheit mein Unternehmen mit Besorgnis erfüllte. Mein Entschluß war aber allsogleich gefaßt und einige Tage darauf reiste ich nach Ischl.

Erst am nächsten Tage nach der Hoftafel beschied mich die Kaiserin zu sich. Ich sah es ihr an, daß sie sich des Wiedersehens freute, und auch sie dürfte meine Herzensfreude mir vom Antlitz gelesen haben.

«Nicht wahr, meine Einladung hat Sie überrascht?» fragte sie. «Ich fürchtete, es könnte Sie etwas Unvorhergesehenes am Kommen verhindern.» Auch der Kaiser war außerordentlich gnädig und die Erzherzoginnen Gisela und Va-

lerie empfingen mich wie eine liebe alte Bekannte. Spät am Nachmittag reisten wir ab, nach Aix-les-Bains, und zwar mit dem gewöhnlichen Schnellzuge, dem ein Hofwagen angekuppelt wurde.

Am Abend des nächsten Tages kamen wir in Zürich an, wo wir den dreistündigen Aufenthalt benützten, die Stadt zu besichtigen. Den ganzen Tag war die Hitze sehr groß gewesen und die Kaiserin schmachtete nach einem kalten Bade, doch gingen wir vergeblich die Schwimmanstalten ab, wir fanden alle geschlossen und mußten mit einem Spaziergange am Seeufer fürlieb nehmen. Nachdem wir Eis genommen, kehrten wir bei mondheller, herrlicher Nacht auf den Bahnhof zurück.

In Zürich hatte ich den Verdruß, in einen Nagel zu treten. Als die Kaiserin dies bemerkte, blieb sie augenblicklich stehen und wollte mich eigenhändig von dem Nagel befreien. Doch besorgte ich diese Operation mit kühnem Risse selbst und hinkte, der Besorgnisse Ihrer Majestät nicht achtend, guten Mutes weiter.

Am folgenden Tage gelangten wir nach Aix-les-Bains, einem landschaftlich nicht erstklassigen, aber ziemlich hübschen Badeort; für seine kahlen

Berge bieten die schönen grünen Wiesen und der Bourgetsee mit seinem blauen Wasser Entschädigung. Unser Hotel lag am Bergabhange, war sehr vornehm und besaß einen herrlichen Garten.

Diesmal aber waren wir beiweitem nicht so unabhängig wie im Frühjahr. Ihre Majestät wurde von Ischias geplagt. Sie mußte eine Kur gebrauchen und diese erforderte Selbstverleugnung und Entsagung.

Ihre Lebensweise war die folgende: Morgens ein Bad, hierauf Ruhe, dann ein Spaziergang mit dem griechischen Vorleser, endlich Diner, und nachmittags nach Abkühlung der Sommerhitze folgte unsere Promenade gegen Mouxi, von wo wir oft erst bei eingetretener Dunkelheit heimkehrten. Die also beschränkte Lebensweise behagte der Kaiserin durchaus nicht, nur die abendlichen Spaziergänge waren nach ihrem Sinne und da war sie immer heiter und guter Dinge.

— — — — — — — — — — —

Ich begreife sehr wohl, daß die Kaiserin noch zu Lebzeiten eine legendäre Gestalt wurde. Hoch über dem Niveau der Menschheit stehend,

weit über das Alltagsleben erhaben, ging sie ihre einsamen Wege wie ein Phänomen, das alle Blicke auf sich zieht. Man sah ihre königliche Gestalt, die aus der Trauergewandung niemals herauskam, und ihr blasses Antlitz, dessen Augen, wohin sie blickten, Licht verbreiteten. Und der Seelen aller, die sie schauten, bemächtigte sich teilnahmsvolle Liebe, Bewunderung und — die Legende ward geboren.

Wäre sie so vorübergezogen, wie ein seltenes Gestirn am Himmel für eine einzige Nacht, dann hätten die Profanen, Neugierigen und Einfältigen die Legende nicht mit phantastischen Märchen gestört. Doch ihre Wanderung war lang und da man die Erscheinung immer aufs neue sah, versuchte man sie zu deuten und — mißdeutete sie. Das dahinziehende goldene Schiff der Legende schleppte einen plumpen Ballast mit sich: das wirre Gerede. Doch, konnte dies anders sein?

Wie hätten Fernstehende die Kaiserin verstehen sollen, wenn selbst ich, die ich tagtäglich an ihrer Seite war, von dem heißesten Bemühen erfüllt, sie nicht nur zu lieben und zu bewundern, sondern auch zu kennen und zu verstehen, oft verwirrt dastand vor dem Phänomen ihrer Seele.

Ohne hohes Verständnis, seelische Erhabenheit und ideale Auffassung konnte man ihr nicht näher kommen, noch viel weniger also sie verstehen.

— — — — — — — — — — —

Erzherzog Ladislaus ist verunglückt; er zerschmetterte sich auf der Jagd das Bein; dies geschah vor einigen Tagen und uns erreichte die traurige Kunde gleichzeitig mit der Todesnachricht.

Ich wußte, daß die Kaiserin Lili sehr liebte, den warmherzigen, lieben, schönen Knaben; ich wußte, daß sie viel von ihm erwartete, und so sah ich niedergedrückt, förmlich zitternd der Wirkung entgegen, die diese entsetzliche Nachricht auf die Kaiserin üben würde.

Wie sie die Kunde aufnahm, ist in wenigen Worten erzählt. Ich sah, daß sie tief getroffen war; sie erbleichte. Aber ihr Schmerz machte sich nicht in Tränen Luft. Sie ward nur trauriger und verschlossener. Als ob diese im Schmerz gestählte Seele jedes Schicksalschlages gewärtig wäre und seit sie den schwersten erlitten, jeden weiteren mit Ergebung und aufrecht trüge.

Es lag kein Trotz darin, es war Würde; die Würde des Schmerzes.

Nun folgten traurigere und für mich leere Tage.

Ich benützte sie zu Ausflügen in die Umgebung, auch auf den Mont Revard, wohin ich mit der Zahnradbahn gelangte. Von hier eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf den Bourgetsee und gegen Norden auf den Montblanc.

Als ich von diesem Ausfluge vor Ihrer Majestät Erwähnung tat, äußerte sie die Absicht, nach Beendigung ihrer Kur einige Tage dort verweilen zu wollen, da aber sowohl Berzeviczy als ich das dortige Hotelwesen für sehr kümmerlich hielten, stand sie von ihrem Plane ab.

Ihrer Majestät mundete die hiesige Milch außerordentlich. Sie ersuchte mich und Berzeviczy, es zu ermöglichen, eine gute Kuh für ihre Schönbrunner Milchwirtschaft zu erwerben. Auf diese ihre Meierei war die Kaiserin sehr stolz.

Wir übernahmen den Auftrag und gingen der Sache persönlich nach, besuchten die Ställe der Umgebung, nahmen die Kühe in Augenschein und verkosteten deren Milch, was für Berzeviczy einen Akt der Selbstverleugnung bedeutete, weil er Milch nicht ausstehen konnte.

Endlich, nach langem Suchen, kauften wir ein schönes aschgraues Tier, mit dem auch die Kaiserin höchst zufrieden war.

Und dann nahm endlich auch die Kaiserin an einem Ausfluge teil. Wir gingen nach Annecy, an dem gleichnamigen See. Das kleine Städtchen ist von Bergen umgeben und blickt von mächtigen Felswänden herab in den See. Das Ufer ist teilweise bewaldet. Was dieses Nest besonders interessant macht, ist sein Alter. Wohin das Auge blickt, überall findet es Spuren des ehrwürdigen Alters. Dächer, Bogen, Gewölbe, Verzierungen und alles, was Menschen geschaffen und was den Menschen dient, ist eitel Altertum; jung ist hier nur das Leben, der bescheidene, stillfließende Bach.

Nachdem wir alles gehörig besichtigt hatten, gingen wir zu Fuß nach der Gorge du Fier.

Wir drangen durch eine ungeheure Felsenkluft, welche der trotzige kleine Fier tosend und brausend durchströmt. Wo er den Fels weder durchbrechen noch umgehen konnte, verschwindet er unter der Erde, dann wieder hüpft er mit kühnen Sätzen von Fels zu Fels und bildet Kaskaden.

Auf dem Heimwege besichtigten wir noch eine alte Burg, an der wir vorbeikamen. Wir fanden dieses drohende Adlernest, dessen Befestigungen noch in gutem Zustande sind, höchst interessant.

— — — — — — — — — — —

Die Kaiserin hätte noch gern die Grande Chartreuse besucht, da dies aber mit ihrer Kur durchaus nicht zu vereinen war, verzichtete sie darauf.

Eines Tages aber sandte sie mich und Berzeviczy dahin, unter dem Vorwande, ihr von der berühmten Chartreuse Likör zu bringen. In Wirklichkeit aber wollte sie nur mir eine Zerstreuung und Freude bereiten.

Um 6 Uhr morgens fuhren wir ab auf einem von zwei kleinen Gebirgspferden gezogenen Phaeton und kamen, Chambéry verlassend, dem Flusse Coux entlang, in eine gebirgige, wildromantische Gegend. Unsere kleinen Katzen jagten wie der Blitz bergauf, talab. Der Weg war schön und reich an Abwechslung, aber eine sechsstündige Wagenfahrt ist doch ermüdend.

Dies hätte der Kaiserin durchaus nicht zugesagt. Um 12 Uhr kamen wir in der Chartreuse

an. Berzeviczy träumte von einem guten Mittagsbrot und war nicht wenig betroffen, zu hören, daß es hier kein Hotel gäbe und die Frauen bei den Nonnen, die Herren aber bei den Kartäusern Verpflegung finden könnten.

Mein Reisegenosse mochte nichts Gutes ahnen, denn er nahm sichtlich verstimmt von mir Abschied und begab sich nach dem berühmten Kloster.

Ich selbst fand im Refektorium bei den lieben, gefälligen Nonnen große Gesellschaft; wir dürften wohl an hundert Personen gewesen sein, aus allen Teilen der Welt. Wir bekamen ein Fastenessen aus getrockneten Fischen, Eiergerichten und trockenem Fisolengemüse; trotzdem war die Stimmung heiter und gemütlich und der große Saal widerhallte von unserem Geplauder.

Eben ließ ich mich mit meiner sympathisch aussehenden Nachbarin in ein Gespräch ein, als plötzlich alles verstummte und unter großer Bewegung ein Gemurmel der Überraschung durch den Saal ging. Ich blickte auf und sah einen Herrn im Saale stehen, der Gott weiß wie hereingekommen und kein anderer war als mein Reisegefährte Berzeviczy.

Die Konsternation war groß und legte sich erst, als man erfuhr, daß der Herr ein ehrwürdiger Malteserritter sei, für den die Klausur keine Gültigkeit habe.

Der arme Berzeviczy hatte kein Mittagbrot erhalten und kam mir dieses Leid zu klagen. Hier wurden ihm nun auf meine Verwendung, da er Eier nicht essen wollte, zwei Pfirsiche serviert mit Brot und etwas Wein. Wenigstens wird er sich der Chartreuse noch oft erinnern.

Berzeviczy besitzt alle Tugenden des wetterharten Mannes. Doch hat er zwei Schwächen. Er gehört zu den wenig essenden Gourmands und diese sind am schwersten zu befriedigen. Überdies schwärmt er für einen guten warmen Kamin.

Bei einer Gelegenheit, da die Vergänglichkeit den Gesprächsstoff bildete, machte er diesem traurigen Gegenstande mit den Worten ein Ende: «Gegen den Tod habe ich ja nichts einzuwenden, aber daß ich noch beizeiten in der Familiengruft einen gewaltigen Kamin aufstellen lasse, das ist gewiß.»

Nachmittags besichtigten wir das schöngelegene Kloster der stummen Brüder, allerdings

nur von außen, weil ich es ja nicht betreten durfte, wir kauften für Ihre Majestät den Likör und machten uns zwischen 2 und 3 Uhr auf den Heimweg. Zu Hause erzählte ich dann Ihrer Majestät meine Erlebnisse und sie lachte viel über Berzeviczys verunglücktes Diner.

— — — — — — — — — — —

Dann machten wir unseren letzten Ausflug mit der Kaiserin nach Chambotte. Wir sollten nämlich schon am 25. nach Genf und Territet abreisen.

Meine Erinnerungen an Chambotte sind: ein blauer See, idyllische Hügellandschaft, hier und dort eine Burgruine, ein sehr schwaches Diner, das wir jedoch mit gutem Appetit und bei guter Laune verzehrten. Nach Hause ging's per Bahn.

— — — — — — — — — — —

Am Morgen desselben Tages erhielt ich eine ganz unerwartete Einladung von Erzherzogin Maria Theresia.*) Ich möchte im Herbst ein paar Wochen bei ihr in Tapolcsány verbringen. Als

*) Schwägerin der Kaiserin.

ich dies während unseres Spazierganges der Kaiserin mitteilte, antwortete sie: «Davon hat mir schon der Kaiser geschrieben, mit dem die Erzherzogin die Sache bereits besprochen hat. Ich rate Ihnen, nach Tapolcsány zu gehen.» Dann fügte sie hinzu: «Die Erzherzogin hat recht, wenn sie mit den ungarischen Damen sympathisiert; es liegt etwas in ihrem Wesen, das auch mir ungemein sympathisch ist.»

— — — — — — — — — — — —

Nach einer langen und infolge der Hitze ermüdenden Reise kamen wir in Territet an.

Wahrlich, entzückend ist diese von Alpen umgebene, lachende, grüne, üppige Landschaft, mit diesem schönen, im Sonnenglanze schimmernden, großen See. Als die Kaiserin meine Bewunderung sah, sprach sie mit Befriedigung: «Es freut mich, daß mein begeistertes Lob dieses Ortes den Eindruck nicht beeinträchtigt hat. Man muß mit dem Lobe vorsichtig sein, weil wir die Erwartung aufs höchste spannen und diese dann durch die schönste Wirklichkeit nicht befriedigt werden kann. Dies habe ich bei Menschen, die noch wenig gereist sind, oft erfahren.»

Nächsten Tages zur Mittagstunde begaben wir uns mit der Zahnradbahn nach den Rochers de Naye. 2000 m über dem Meeresspiegel. Die Luft war nicht ganz rein, doch zeigte sich, vom Plateau gesehen, das Gebirge in seiner wilden Erhabenheit und so imposanter Großartigkeit, daß es dem Auge förmlich wohltat, für kurze Zeit auf den zartblauen Genfer See hinabzublicken.

Am folgenden Tage besuchten wir das Bad Thonon, das die französischen Blätter bis in den Himmel erheben. Dieser Ort verdient unseres Erachtens diese große Bewunderung nicht; sie konnte auch nicht aus dem Herzen, sondern nur aus dem Reklamebureau stammen. Ich mußte noch einige Einkäufe und Bestellungen für die Kaiserin besorgen und fuhr deshalb mit Berzeviczy nach Genf.

Das Schiff verlassend, ging ich den größten Teil des Tages meinen Aufträgen nach und besah mir inzwischen auch die Stadt, um der Kaiserin genügen zu können, wenn sie mich wie gewöhnlich über dieses oder jenes befragen würde. Ich merkte, daß sie sich wunderte, als ich diese Stadt nicht sympathisch fand.

Am folgenden Tage reisten die Kaiserin und ich zu Schiffe bis Lausanne und von da, uns dem Gefolge anschließend, mit der Bahn weiter.

Frühmorgens in Zürich angelangt, verzehrten wir mit Ihrer Majestät ein glänzendes Frühstück bei Bauer au Lac.

So wie diesmal hatte ich die Kaiserin noch nie gesehen. Ein heiteres Kind könnte nicht mehr in seinem Elemente sein wie sie an diesem Tage. Sie strahlte von Geist und Witz und ich kam aus dem Lachen gar nicht heraus.

Das Gesprächsthema bildete das Vergnügen des Reisens und indem sie sich dafür begeisterte, richtete sie plötzlich die Frage an mich: «Sagen Sie doch, wenn Sie wählen müßten zwischen dem Reisen und dem ruhigen, an einen Ort gebundenen Leben, wofür würden Sie sich entscheiden?»

«Für das ruhige Leben,» antwortete ich nach einigem Besinnen. «Nein, nein!» wehrte die Kaiserin, «ich wäre unglücklich, wenn ich immer an einem Orte bleiben müßte.»

Unsere Reise ging zunächst bis Wels, wo wir ausstiegen, um im nahen Schlosse Lichtenegg

Erzherzogin Valerie zu besuchen. Wir gingen zu Fuß hinüber und die Schloßbewohner erkannten im ersten Augenblick die frühen Gäste nicht.

Zwei Tage verlebten wir in dieser glücklichen Oase des schönen Familienlebens. Die Kaiserin war hier nur Mutter und Großmutter: die «Omama», wie ihre Enkel sie nannten.

Und ich entdeckte in der «Omama» wieder neue, glänzende Eigenschaften ihrer bewunderungswürdigen Persönlichkeit. Hier fiel von ihrer Seele auch die letzte Hülle jenes Geheimnisvollen, von dem der Welt gegenüber ihre erhabene Gestalt so treu begleitet war wie der Mond von seinem Lichtkreise.

In dieser kleinen Welt trat sie gleichsam aus diesem schimmernden Nebelschleier heraus und vor mir stand in herzergreifender neuer Schönheit und edler Einfachheit die «Omama».

In diesem Augenblicke verschwand vor meinen Blicken die Kaiserin und ich sah nur die mildlächelnde, liebestrahlende Seele; ich sah nicht die Erzherzogin, bloß die Tochter, die ihre Mutter anbetete; und sah nicht Erzherzoge und Erzherzoginnen, sondern eine blühende, reizende Kinderschar, die die «Omama» umschwärmte,

während diese wieder die Kleinen herzte, küßte und belehrte.

Dies Haus war vom Geiste der Kaiserin erfüllt. Hier spiegelte sich das innerste Wesen ihrer Seele.

— — — — — — — — — — —

Am 1. Oktober kamen wir nach Gödöllö, wo Ihre Majestät in Gesellschaft des Kaisers sich von den Mühen der Reise ausruhte. Am nächsten Tage beschied sie mich zu sich. Wir sprachen lange — sie erwähnte Tapolcsány — und nahm sichtlich ungerne von mir Abschied.

Ich war wieder sehr gerührt, doch diesmal hatte ich das Bewußtsein, daß ich nun nicht mehr von ihr getrennt werden würde, und dieses triumphierende Gefühl schimmerte durch meine Tränen. Dann umarmte und küßte sie mich und ging.

Am nächsten Tage fuhr ich heim.

— — — — — — — — — — —

Meine Tapolcsányer Reise erlitt eine Verzögerung. Erzherzog Karl Ludwig erkrankte, die Familie übersiedelte nach Wien, wo, da ein Unglück selten allein kommt, seine Töchter die Masern bekamen.

Zwischen mir und der Erzherzogin entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel, der sich hauptsächlich um mein Wohlbefinden drehte und schließlich in der Frage auslief, ob ich wohl schon die Masern gehabt und ob ich mich vor Ansteckung fürchtete?

Beides verneinend, schrieb ich der Erzherzogin, ich stünde jeden Augenblick zu ihrer Disposition. Ich bin nämlich der Meinung, daß wir den uns bestimmten Leiden und Krankheiten nicht aus dem Wege gehen können, weil wir deren Keime in uns tragen und daher unser Leben nicht so einrichten können, um ihr Aufsprießen zu verhindern, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Liefert doch eben die erzherzogliche Familie einen überzeugenden Beweis dafür.

«Diese Fin de siècle-Menschheit kämpft gegen das aus jedem Busche auf sie lauernde Mißgeschick und hat sich damit eine neue Last auferlegt; sie krankt an übermäßiger Vorsicht, die als Fessel auf ihr lastet.» Dieser Worte der Kaiserin gedachte ich, als ich der Erzherzogin auf ihre Fragen antwortete. Einige Tage darauf kam die Antwort, ich möchte am 17. November in Wien eintreffen.

Eine große und überaus angenehme Überraschung harrte meiner an dem erwähnten Tage auf dem Bahnhofe zu Wien.

Die Hofdame der Erzherzogin erwartete mich auf dem Perron und überbrachte mir die Gratulation ihrer Herrin, indem sie mich verständigte, die Kaiserin hätte mich inzwischen zu ihrer Hofdame ernannt und ich sollte nur geradewegs in die Hofburg fahren. Diese Nachricht traf mich so unvorbereitet, daß ich sie im ersten Augenblicke kaum glauben wollte.

Glücklich zog ich in die Burg ein, wo mir der Obersthofmeister sofort mein Ernennungsdekret überreichte. Er erzählte mir, dieser Entschluß der Kaiserin sei so rasch gekommen, daß er keine Zeit mehr gehabt, mich zu verständigen. Auch teilte er mir mit, daß mich die Kaiserin am nächsten Morgen um 9 Uhr früh empfangen werde.

Ich verständigte meine Mutter telegraphisch von alledem und begab mich in dem glücklichen Bewußtsein zur Ruhe, daß ich nunmehr mit unlöslichen Banden an die Kaiserin gefesselt sei.

Am nächsten Morgen empfing mich Ihre Majestät in ihrem Toilettezimmer. Lebhafte,

innige Freude strahlte aus ihrem Antlitz, als sie mir entgegenkam.

«Ich freue mich so außerordentlich, daß Sie nunmehr ganz mir angehören,» sprach sie, nachdem sie mich umarmt und geküßt hatte. Dann verblieb sie lange im intimen Geplauder mit mir. Haarklein teilte sie mir ihre Winterreisepläne mit und kam immer wieder auf meine große Überraschung zurück, von der sie ganz entzückt war.

Für ihr gütiges Herz ist es kennzeichnend, daß sie derlei Freuden so überaus gerne arrangierte, und wer weiß, wie lange sie schon die Überraschung vorbereitet hatte, mit der sie mich nun beglückte.

Die Abreise wurde für den 26. November bestimmt. «Bis dahin haben Sie Zeit zu Ihren Vorbereitungen,» sagte sie und verabschiedete mich mit den Worten: «Gewöhnlich bemühe ich meine Damen nicht mit zwei Winterreisen hintereinander, Sie aber sind auch darin eine Ausnahme; nicht wahr, Sie sind nicht böse darüber?»

Ihre Güte ging mir so zu Herzen, daß ich in tiefer Bewegung von ihr schied. Dann ging ich sofort an meine Vorbereitungen.

— — — — — — — — — — —

Dezember 1895.

Wir sind aufs neue in Cap Martin. Die Witterung ist der Kur der Kaiserin günstig, die jetzt Karlsbader Wasser trinkt. Die vorjährige Tagesordnung tritt wieder in ihre Rechte. Die Kaiserin steht frühmorgens auf, trinkt den Brunnen, frühstückt und geht dann mit mir oder dem griechischen Vorleser spazieren. Um 5 Uhr nachmittags diniert sie, hierauf kommt wieder eine kleine Promenade in der Umgebung des Hotels und Schlag 8 Uhr zieht sie sich zurück.

Mein Dienst ist jetzt sehr leicht, aber Ihre Majestät beruft mich oft zu sich und nachdem sie mir ihre Befehle erteilt hat, behält sie mich noch zu gemütlichem Geplauder zurück. Sehr häufig spricht sie vom Kaiser und von ihren Kindern.

Ich bin sehr glücklich, daß ihr Vertrauen zu mir wächst; früher sprach sie mich fast immer mit «Gräfin» an, jetzt nennt sie mich nur mehr «Irma».

Wenn ich nicht in ihrer Nähe bin, läßt sie mich fühlen, daß sie meiner gedenkt. Sie überhäuft mich mit kleinen Aufmerksamkeiten, schickt

mir Bücher, die ihr gefallen haben, dann überrascht sie mich mit gutem Kuchen oder Bonbons in Begleitung einer lieben Botschaft. Immer strahlender sehe ich ihre Seele, wie ein Gewebe aus goldenen Fäden. Ich meinerseits trachte sie zu zerstreuen. Heitere Episoden, Neuigkeiten, amüsante oder komische Begebenheiten merke ich mir, um sie bei gegebener Gelegenheit auszukramen.

Sie unterhält sich dabei und ist dankbar für die Zerstreuung.

Auch Gräfin Trani ist schon hier und seit gestern Exkaiserin Eugenie. Gegen diese ist Ihre Majestät voll Aufmerksamkeit und wir besuchten sie auch unverweilt.

— — — — — — — — — — —

Heute verlebten wir einen sehr angenehmen Tag in Nizza, wo wir ein prächtiges Diner einnahmen. Nachher übergab mir die Kaiserin ihre Menukarte mit dem Auftrage, sie in Begleitung eines Briefes, worin die Erlebnisse des Tages treu zu schildern waren, an den Kaiser zu senden.

Es ist keine Kleinigkeit, mit Seiner Majestät zu korrespondieren, und so machte ich mich mit

einiger Beklommenheit an diese Epistel. Sie war mir gelungen und die Kaiserin damit zufrieden.

Am 24. Dezember, dem Geburtstage der Kaiserin, hörten wir in der improvisierten Hauskapelle eine heilige Messe. Seit dem Tode des Kronprinzen war die mündliche Gratulation nicht gestattet.

Ich nahm eine Schüssel voll Veilchen und mit dieser begrüßte ich die Kaiserin — stumm.

«Das ist lieb und warm, wie alles, was von Ihnen kommt,» sagte sie. «Wenn ich die Glückwünsche nicht liebe, so ist es deshalb, weil nach so vielem Unglück, das mich getroffen, jeder Glückwunsch mir als Hohn erscheint!» Einen Weihnachtsbaum gab es nicht. Die Kaiserin verlebte den Heiligen Abend in gänzlicher Zurückgezogenheit.

— — — — — — — — — — —

1896.

Eines Tages dinierten wir mit Gräfin Trani in San Remo.

Die Kaiserin war ganz in ihrem Elemente und scherzte viel mit ihrer Schwester.

Es war interessant, die beiden Schwestern zusammen zu sehen und miteinander zu vergleichen. Im Grunde genommen waren beide lebhaften Temperaments und durch solche geistige und seelische Eigenschaften ausgezeichnet, daß sie, namentlich aber die Kaiserin, unter die hervorragenden Wesen zu zählen waren. Beide bestanden im weitesten Sinne des Wortes die Goldprobe des Lebens, beide erwiesen sich als aus edelstem Metalle geprägt. Bei Gräfin Trani aber schien es, als hätte das Leben sie verschüchtert; es machte sie vorsichtig und schwankend, ihre Lippen umspielte öfter das schmerzliche Lächeln als das herzliche Lachen und ihr ganzes Wesen spiegelte eine mit Ergebung gepaarte, stille Melancholie. Die Kaiserin trägt stolz und ungebeugt, wie eine traurige schöne Zypresse, die ihr aufgebürdete große Last. In schweren Tagen, wenn der Gram und

die Melancholie sich ihrer bemächtigen, wird auf ihrem Gesichte der Aufruhr des gequälten Herzens sichtbar, aus ihren Worten erklingt ab und zu die bittere Erregung, doch ihre Empörung ist nur eine momentane und die große Seele wird gar bald Herrin über die stürmenden Wogen. Sie geht ihre Wege nicht gesenkten Blickes, sie ist nicht schwankend, nicht vorsichtig, und in ihren guten Stunden kann sie von Herzen heiter sein.

Und hier muß ich von einer ihrer Schwächen Erwähnung tun. Ein starker Zug ihres Charakters war die Eitelkeit. Sie konnte Qualen erdulden aus Eitelkeit; aber geradezu bewunderungswürdig war die Objektivität, mit der sie diesen Defekt, anstatt ihn zu verheimlichen, kontrollierte und kritisierte.

— — — — — — — — — — —

Mein Bruder Stephan weilt seit einigen Tagen mit seiner jungen Gemahlin hier und mit Erlaubnis der Kaiserin durfte ich der Cicerone des jungen Paares sein. Heute aber geschah es, daß der griechische Vorleser erkrankte und niemand da war, die Kaiserin auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Als ich mich zur Dienstleistung meldete,

lehnte mich die Kaiserin mit den Worten ab: «Konnte denn dieser Grieche nicht ein paar Tage früher oder später erkranken?» und sandte mich sofort zu den Meinen.

— — — — — — — — — — —

Gegenwärtig beschäftigen uns zwei in Aussicht stehende freudige Ereignisse. Es kommt Seine Majestät der Kaiser und er bleibt hoffentlich längere Zeit hier als voriges Jahr. Das zweite freudige Ereignis ist das Millenniumsfest,*) das Ihre Majestät fortwährend beschäftigt und wovon wir sehr viel sprechen.

In bezug auf dieses Fest erörterten wir bereits mehrere Fragen und eben heute benachrichtigte ich das Obersthofmeisteramt in Wien von dem spontanen Entschlusse der Kaiserin, daß sie und alle Damen in ungarischen Prunkgewändern erscheinen würden. In dem nämlichen Maße aber wie die Kaiserin mit liebevollem Interesse das Fest der ungarischen Nation begrüßte und bestrebt war, ihren begeisterten Eifer dafür so weithin als möglich zu betätigen, ebensosehr schrak sie vor

*) Tausendjahrfeier des Bestandes Ungarns.

der persönlichen Mitwirkung daran zurück. Das Bewußtsein, an diesen geräuschvollen, weit über die Grenzen des Landes hinaus wirkenden Feierlichkeiten teilnehmen zu müssen, drückte sie zu Boden.

«Für derlei taug' ich nicht mehr,» sagte sie häufig. Aber was hätte sie nicht alles getan für ihre geliebten Ungarn.

— — — — — — — — — — —

Heute hatten wir einen großen Tag. Der Kaiser kam an, in Begleitung der Grafen Paar und Wolkenstein.

Dies belebte auch unser Leben. Obschon die Kaiserin an unseren Zerstreuungen selten Anteil nahm, war sie doch immer bestrebt, dem Kaiser den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Gewöhnlich pflegte Seine Majestät jeden zweiten Tag einen größeren Ausflug zu machen, die Zwischentage aber mit Arbeit auszufüllen, die ihm der Kurier brachte.

In der Stadt herrscht lebhaftes Treiben; man erwartet den Präsidenten. Felix Faure kommt, um einer Denkmalsenthüllung anzuwohnen.

Heute verdient Mentone wahrhaftig den Namen der Blumenstadt. Die Gärten wurden geplündert und soweit das Auge reicht, erblickt man einen Wald von Fahnen und blumenumwundene Triumphpforten.

Seine Majestät fuhr mit dem Gefolge in drei Wagen nach Mentone, um den Präsidenten in seiner Wohnung zu begrüßen. Zu beiden Seiten des Wagens ritten je sechs in Gala gekleidete Gendarmen. Alpenjäger bildeten vor dem Kaiser Spalier, der hier überhaupt solcher Ovationen teilhaftig wurde, daß es außer Frage stand, daß er und nicht Faure die hervorragende Gestalt des Festes war.

Dies warf auf die dem französischen Volke angeborene Höflichkeit ein helles Licht.

Eine Viertelstunde nach der Rückkehr des Kaisers kam der Präsident, um dem kaiserlichen Paare seine Aufwartung zu machen. Ihre Majestäten erwarteten den Gast im Empfangssaale und zogen sich dann mit ihm in die inneren Gemächer zurück. Als sie wieder erschienen, stellte mich die Kaiserin dem Präsidenten vor. Ich fand ihn sehr sympathisch und einnehmend, um so mehr, als ich den tiefen Eindruck wahrnahm, den die Majestäten auf ihn machten.

Fürwahr! Die Krone verliert ihren Zauber selbst vor jenen Völkern nicht, welche sie für eine Weile durch einen bürgerlichen Zylinder ersetzt haben.

Hierauf entfernte sich der Präsident mit seinem glänzenden Gefolge und, von seinen prachtvollen Kürassieren begleitet, rollte sein Wagen unter den Fenstern der Exkaiserin Eugenie vorüber.

Was mag die Arme an diesem Tage gelitten haben!

— — — — — — — — — — —

Eines Nachmittags machte der Kaiser einen Ausflug nach Monte Carlo. Er wollte sich durch Beobachtung der Spieler zerstreuen und begab sich daher in den Spielsaal. Mit Interesse betrachtete er das bewegte Bild, als plötzlich jemand ihn erkannte und ungeschickt genug die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, so daß der Kaiser sich allsogleich entfernte.

Unser Aufenthalt in Cap Martin neigte seinem Ende zu. Die «Miramare» war angelangt und wir sollten in einigen Tagen diese blumenreiche Gegend verlassen. Unserer Abreise ging ein glänzendes Déjeuner auf der «Miramare« voran. An-

wesend waren: Ihre Majestäten, Exkaiserin Eugenie und der Prince of Wales, sämtliche hohe Herrschaften mit ihrem Gefolge.

Die Kaiserin und ich waren schon vor 12 Uhr auf dem Schiffe, etwas später kam der Kaiser mit Exkaiserin Eugenie und zuletzt der zukünftige Herrscher Englands.

Das Meer war anfänglich sehr bewegt und der Kaiser bemerkte, zu mir gewendet, mit scherzender Besorgnis: «Ich fürchte, daß ich bei diesem Feste ein trauriges Schauspiel bieten werde.»

Das Diner war ausgezeichnet, die Stimmung heiter und ungebunden. Während der schwarze Kaffee serviert wurde, was schon auf dem Verdecke geschah, verewigte einer der Herren Seeoffiziere mit seinem Kodak in mehreren Aufnahmen die illustre Gesellschaft.

Diese Bilder sind ja gewiß auch so selten und interessant, doch fehlt auf ihnen die Kaiserin. Sie war nicht zu bewegen, sich mitphotographieren zu lassen.

Nach kurzer Spazierfahrt dem Ufer entlang landeten wir und gegen 6 Uhr zerstreute sich diese ungewöhnlich illustre Gesellschaft.

Noch einen Besuch hatten wir zu machen, der interessant zu werden versprach.

Ihre Majestäten besuchten die Königin von England. Ich und Graf Wolkenstein bildeten die Begleitung und wir reisten fein bürgerlich alle in einem Coupé nach Nizza. Der Besuch fand in den Nachmittagsstunden statt, doch kamen wir leider immer noch zu früh an, die Königin befand sich noch bei Tische und empfing da Ihre Majestäten, so daß ich des Glückes verlustig ging, die in ihrer Erscheinung imposante greise Königin zu sehen, die auf einem von vier indischen Dienern gehobenen Tragsessel erscheint, um ihre Gäste zu empfangen. Ich machte aber die Bekanntschaft der Prinzessin von Wales und der beiden Töchter der Königin: der Herzogin von Schleswig-Holstein und von Battenberg und schrieb meinen Namen in das Autogrammbuch der Königin ein.

Am 15. März nachmittags verließ uns, mit der Erinnerung eines sehr angenehm verlebten Urlaubes, unser geliebter Kaiser. Wahrlich, wir sahen ihm mit sehr schweren Herzen nach, als er auf seinem Sonderzuge aus der Bahnhofhalle rollte. Wann werden wir wieder mit ihm eine Reihe so schöner Tage verleben dürfen!

Sein Erscheinen bildete im bewegten Leben der Kaiserin einen Ruhepunkt; das Gefühl vollkommener Sicherheit und heiteren Friedens war damit verbunden.

— — — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages reisten auch wir ab und warfen nach kurzem Aufenthalte in Cannes und Neapel vor Corfu Anker. Während der Einfahrt blickte ich mit triumphierender Freude zum Achilleion hinauf: So sehe ich dich, du Herrlichkeit, doch wieder!

Die Kaiserin stieg in dem unter dem Garten liegenden Hafen aus, wir Übrigen aber in Benize, wo wir mit dem Auspacken zu tun hatten. Mit meinen Blicken folgte ich der Kaiserin, sah, wie sie allein den Garten emporstieg und stellte mir vor, wie jetzt die lieben Eindrücke dieser lachenden Märchenwelt ihre Seele gefangen nahmen. Und doch schien der Zauber, den dieser Feenbau im Entstehen auf sie geübt, in letzterer Zeit im Schwinden zu sein.

Am nächsten Tage besichtigten wir eingehend den Garten, bemaßen den Fortschritt, den Wuchs der Bäume und Sträucher, musterten die Entwick-

lung der Vegetation. Die Kaiserin war durchaus nicht zufrieden. Sie fand die Vegetation schwach, das Emporstreben der Bäume zu gering und meinte, sie gäben keinen Schatten und versprächen auch für die Zukunft keinen.

Mir war's bei diesen Worten wie einem, dem man über sein Ideal eine frostige Wahrheit sagt. Sie sprach von allem im kühlen Tone der erkaltenden Sympathie.

Und welch ein bestrickendes Bild bot doch jetzt unter anderem diese nahezu hundert Meter lange Rosenlaube, in deren undurchdringlichem Schatten die Kaiserin sich so oft erging. In ihrer vollen Blüte stand sie jetzt da, sie brach fast unter der duftigen Last der sich öffnenden Maréchal Niel- und der vielfarbigen anderen Schlingrosen! Vergebens! Auch an diesen ging sie kälter vorüber als sonst. Dies ist die Verstimmung, die sich wie ein Schatten in ihre Seele schleicht und da wächst wie der Schatten. Die Sonne des Achilleion ist im Niedergehen.

Unser Leben und unsere Zeiteinteilung ist genau wie im Vorjahre.

Ihre Majestät lebt ganz nur sich allein, demgemäß richte auch ich mir mein Leben ein. Tags-

über bin ich wenig mit ihr, zuweilen aber läßt sie mich zu sich rufen und dann plaudern wir lange miteinander. Es ist eigentümlich, daß die Kaiserin, nachdem sie mich tagelang nicht gesehen, bei unserer Begegnung sozusagen den Faden des Gespräches bei dem Worte wieder aufnimmt, mit dem es abgebrochen wurde. Ich schließe daraus, daß sie in ihrer Einsamkeit so ganz ihrem Innenleben angehört, daß sie alles, was sich auf die Außenwelt bezieht, ausschaltet; die Gedanken, die sich auf dieses beziehen, spinnt sie nicht weiter fort, doch findet sie den Faden und nimmt ihn sofort wieder auf, sobald sie von außen den Impuls dazu empfängt.

Ihr Erinnerungsvermögen ist so ausgezeichnet, daß sie sich auf jede längst besprochene Sache bis in die kleinsten Details erinnert.

Unser liebes, stilles, einförmiges Leben ward eines schönen Tages durch eine hervorragende, pietätvolle Feier unterbrochen. Die Kaiserin hatte der griechischen Kirche von Gasturi eine prachtvoll ausgeführte, gestickte Fahne gestiftet; und die Gläubigen, mit der Geistlichkeit an der Spitze, kamen in einer Prozession hierher, um das Geschenk zu übernehmen. Die im Hofe des Achil-

leion in feierlicher Ordnung defilierende bunte Menge mit den flatternden Fahnen und dem hocherhobenen, aus Silber getriebenen Bilde der Jungfrau Maria, umgeben von der Jugend Gasturis, mit brennenden Kerzen in den Händen, das alles war ein entzückendes Bild.

Die Kaiserin hörte, auf dem Balkon stehend, die Rede des im vollen Ornat erschienenen Popen an. Dann nahte die Deputation des Dorfes, huldigte der Kaiserin und bat Ihre Majestät um die Erlaubnis, daß der Cressidabrunnen von nun an ihren Namen: «Vasilissa Elisabetha» tragen dürfe.

Im Auftrage der Kaiserin antwortete der griechische Vorleser auf diese Reden, worauf die Menge unter begeisterten Zivio- und Evvivarufen und Absingung des Kyrie eleison den Hof des Achilleion verließ.

— — — — — — — — — — —

Wir bekamen Gäste: Erzherzog Karl Ludwig mit seiner Gemahlin, Erzherzogin Maria Theresia, und seinen zwei lieben Töchtern sind in Corfu eingetroffen.

Leider kam der Erzherzog schon krank an und so war die erzherzogliche Familie gezwun-

gen, schon nach kurzem Besuche auf ihr Schiff zurückzukehren. Die drei Erzherzoginnen waren am nächsten Tage zum Diner, an dem auch die Kaiserin teilnahm, geladen, aber schon am darauffolgenden Tage verabschiedeten sie sich und die erzherzogliche Familie verließ Corfu.

Und nun rüsten auch wir schon zum Aufbruche. Die hier verbrachten fünf Wochen waren, obschon die Witterung nicht so günstig wie im Vorjahre, der geistigen und seelischen Ausspannung gewidmet und ich habe nur zu beklagen, daß die Zeit gar so rasch verflog.

Den letzten Abend verbrachte ich mit der Kaiserin auf dem beleuchteten Peristyl. Sie sowohl als ich blickten in trüber Stimmung hinter den glänzenden Säulenreihen auf die unten allmählich entschwindende und bald in völlige Nacht sinkende Gegend. Stumm nahmen wir von ihr Abschied.

Am nächsten Tage um 12 Uhr mittags reisten wir ab. Die Kaiserin war traurig; trübe Ahnungen mochten sie bedrücken.

Dies ging daraus hervor, daß sie an ihren möglichen Tod dachte und sich vom Achilleion trennen wollte.

Sie sagte mir: «Ein Heidengeld steckt im Achilleion; es wäre besser, es zu verkaufen, dann würden doch nach meinem Tode meine Kinder aus dem Erlös mehr Nutzen ziehen als aus dem fernliegenden Schlosse.»

Ich grüble vergebens, was die Ursache ihrer Verstimmung sein mag, was ihr so nahe geht, warum dieses Scheiden von ihrer geliebten Schöpfung, von ihrem Heim. Endlich fand ich in dem Gedanken Beruhigung, daß, wenn nur erst die Budapester schweren Tage vorüber und wir wieder allein waren, auch diese Wolke sich zerteilen würde, die jetzt ihre Seele so umdüsterte.

— — — — — — — — — — —

Mai 1896.

In Budapest angekommen, wurde die Kaiserin von Seiner Majestät dem Kaiser auf dem Bahnhofe erwartet. In offener Equipage, von den begeisterten Éljenrufen Hunderttausender begleitet, fuhren sie ins königliche Schloß. Am 2. Mai eröffnete Seine Majestät die Millenniumsausstel-

lung. Ganz Ungarn war zugegen bei dieser erhebenden, herrlichen Feier.

Welch großartiger Augenblick, als mitten in dieser blendenden Pracht, von der losbrechenden Begeisterung der Bevölkerung empfangen, Ihre Majestäten erschienen.

Unmittelbar vor dem Prunkzelte hielt, von sechs schneeweißen Pferden gezogen, die niedere Galakarosse. An sämtlichen Erzherzogen und Erzherzoginnen vorüberschreitend, betraten Ihre Majestäten das Zelt, worauf Ministerpräsident Baron Desider Bánffy seine Begrüßungsrede hielt.

Von der Antwort unseres Monarchen vernahm ich nur die Worte: «Ich gebe meinen königlichen Segen.»

Im übrigen nahm mich ganz die Kaiserin in Anspruch, die ich mit sorgenvoller, gespannter Aufmerksamkeit beobachtete.

Sie war sehr blaß; sie schien erschüttert und keines Wortes fähig; und ich sah, sie würde dieses Martyrium nicht lange mehr aushalten können. Und wirklich entfernte sie sich gleich nach den Eröffnungsreden in Begleitung der Obersthofmeisterin Gräfin Andrássy. Diese Nation, die sie mit Anbetung umgab, ahnte nicht,

welchen Passionsweg damals ihre Königin ging. Und niemals und nirgends in solchem Maße wie damals und dort.

Wenn auch nicht von dieser Erde geboren, wurzelte sie doch mit ihrer ganzen Liebe in dieser Erde; ihre glänzenden Träume, ihre großen Hoffnungen waren auch die der Nation; und seitdem eines Tages alles zusammenbrach, brannte diese Erde unter ihren Sohlen, denn hier bemächtigte sich ihrer hundertfach der Schmerz und hundertfach fühlte sie die vernichtende Größe des Verlustes.

An der Hoftafel nahm die Kaiserin nicht teil, ihren Platz nahm diesmal die Kronprinzessin-Witwe ein. — —

Im schwarzen, ungarischen Prunkgewande, den wallenden, schwarzen Schleier um die Stirne, erschien Ihre Majestät an der Seite des Monarchen in der Matthiaskirche, um an der Festmesse teilzunehmen. Die Trauer der Mutter und Kaiserin verlieh in ihrer düsteren Erhabenheit dem glänzenden Feste einen tief ergreifenden Charakter.

Sie litt unsagbar!

Vor 29 Jahren hatte an dieser Stätte die heilige Krone ihre Schulter berührt. Das war ange-

sichts Gottes die Besiegelung eines segenbringenden Friedens, dessen Genius sie selbst, dessen glückliche Hoffnung und teures Pfand ihr einziger Sohn war. Zwanzig Jahre hindurch entwarf und webte sie die strahlenden Bilder einer glanzvollen Zukunft; da, in einer Unheilsnacht, brach das Schicksal über sie herein und der Morgen fand sie beraubt und vernichtet, über die Leiche ihres einzigen Sohnes gebeugt.

Dann vergingen wieder zehn Jahre und sie erreichte an dieser Stätte eine der schmerzlichsten Stationen ihres zehnjährigen Kreuzweges.

— — — — — — — — — — —

Während der Rede des Fürst Primas Klaus von Saszary blickte die Kaiserin mit schmerzlichem Ausdruck ins Leere; sie zuckte mit keiner Wimper; ihr Auge blieb unberührt von dem blendenden Gefunkel um sie her; sie saß da wie jemand, der seine Seelenkraft verloren hat und nun hinausstarrt in die undurchdringliche schwarze Nacht.

— — — — — — — — — — —

Der Tod des Erzherzogs Karl Ludwig machte den Hoffesten ein unerwartetes Ende. Dieser

Trauerfall bewahrte die Kaiserin vor mehr als einer qualvollen Prüfung. Sie reiste nach Lainz. Ich verbrachte einige Tage bei meiner Mutter, von der ich nicht mehr nach Budapest, sondern nach Wien einrücken mußte.

— — — — — — — — — — —

Das Millenniumsjahr erreichte seinen Gipfelpunkt. Bei dem Huldigungszuge der Nation wollte die Kaiserin gegenwärtig sein.

Das Millenniumsbanderium, dieser glänzende Ausdruck des im Kampfe unbesiegten Geistes und der Königstreue der Nation, zog ein in die Burg, dem ungarischen Könige zu huldigen. Unvergeßlich wird der Anblick jedem sein, der ihn genießen durfte. Meine Seele jauchzte vor Freude und Stolz.

Ihre Majestäten nahmen die Huldigung auf dem Balkon des königlichen Schlosses entgegen. Da stand die königliche Familie in voller Zahl, an der Spitze der Damen die Königin im ungarischen Prunkgewande. Augenscheinlich drückte sie diese Feierlichkeit weniger nieder, ja sie entzückte sie sogar; sie gab ihrer Bewunderung für die vorbeidefilierenden Gruppen der stolzen Reiter lächelnd Ausdruck. Nachmittags empfingen Ihre Maje-

stäten im Thronsaale die Huldigung des Reichstages. Es war ein ergreifender Augenblick.

Vor dem hohen Throne des königlichen Paares sprach Desider Szilágyi seine Huldigungsrede; eine schönere wird in diesem glänzenden Saale wohl niemals erklingen. Ich wandte keinen Blick von der Kaiserin. Als der Redner von dem gottgesegneten Einflusse des Schutzengels der Nation sprach, entfesselte dies in ihrer Seele einen Sturm, der mich erbeben machte. Ich sah, wie sie leichenblaß wurde und gleich darauf alles Blut in ihr Antlitz stieg; und ich fühlte, daß in diesem Augenblicke der Seelenschmerz die Selbstbeherrschung niederringen werde. Und er rang ihn nieder, doch schön, mit königlicher Würde. Die Kraft, die sonst die Gefühle des Herzens zurückzudämmen wußte, versagte einen Augenblick; die umflorten Augen feuchteten sich und zwei große, glänzende Tränentropfen rollten über ihre bleichen Wangen herab.

Tausendjährige ungarische Nation, bewahre in deinem Herzen die schmerzliche Erinnerung an diese zwei schimmernden Tränentropfen.

— — — — — — — — — — —

Am Abend des folgenden Tages promenierte ich mit Ihrer Majestät in der vor dem Schlosse entlang ziehenden Kastanienallee. Wir betrachteten lange das herrliche Panorama von Budapest, das in jugendkräftiger Entwicklung prangend unter uns lag.

Die Kaiserin war noch verschlossener als gewöhnlich. Sie vermied es augenscheinlich, von ihren Eindrücken Rechenschaft zu geben, um nicht von Rührung übermannt zu werden, und so sprachen wir von allem anderen und von den Plänen der nahen Zukunft.

Ich wäre lieber bei ihr geblieben. Auch sie entbehrte mich vielleicht jetzt nicht gerne, da ich aber mit Rücksicht auf meine Mutter schon früher Urlaub erhalten hatte, verabschiedete sie sich von mir mit den Worten: «Also auf Wiedersehen am 15. Juli in Ischl.»

— — — — — — — — — — —

Mich aber und meine Familie traf das Schicksal mit unerbittlicher Hand. Mein Bruder Stephan wurde am 12. Juli meuchlings ermordet. Es war ein furchtbarer Schlag und ich konnte unsere tiefgebeugte Mutter unmöglich verlassen.

Meine gütige Kaiserin drückte in folgender Depesche ihre Teilnahme aus:

«Erhalte soeben erschütternde Nachricht. Empfangen Sie meine wärmste Teilnahme. Verdolmetschen Sie sie Ihrer Mutter und Schwägerin. Natürlich verlängert Ihren Urlaub Elisabeth.»

Einige Tage darauf erhielt ich schriftlich einen mehrmonatlichen Urlaub. Im November mußte ich einige Tage in Wien verbringen und Ihre Majestät berief mich zu sich. Ergreifend war diese traurige Audienz im Garten zu Schönbrunn. Anfangs befragte sie mich ausschließlich über meine Mutter und als ich ihr sagte, in welch christlicher Ergebenheit diese ihr Schicksal trage, sprach sie: «Darauf ruht Gottes Segen. Hundertmal unglücklicher ist, hundertmal mehr leidet, wer sich auflehnt.»

Als ich mich dann vor ihr ausgeweint und ausgeklagt hatte, fand sie einzige Worte, um meine Seele nicht nur zu trösten, sondern auch zu erheben und zu stählen. Doch meine Seele ist eine demütige Seele. — Sie will hoch aufgerichtet die Last ihres Kummers tragen; ich beuge mein Haupt und suche Beruhigung im Willen Gottes.

Ich fand sie an diesem Tage nicht gut aussehend und das beunruhigte, ja beängstigte mich, obgleich ich ja ihre Zähigkeit kannte.

— — — — — — — — — — —

Aus Biarritz und später Cap Martin kamen mir Berichte zu, die Kaiserin befinde sich nicht wohl.

In Biarritz besuchte sie Doktor Kerzl und konstatierte starke Anaemie in Begleitung hochgradiger Nervosität.

In Cap Martin erschien bei ihr Professor Nothnagel und daß ihr Zustand kein beruhigender war, folgere ich auch daraus, daß sie nun in rascher Aufeinanderfolge den Besuch des Kaisers und dann der Erzherzogin Valerie erhielt.

Und in diesem Zustande wurde sie auch durch andere Ereignisse niederdrückender, entmutigender Art ereilt. Gräfin Goeß, Ihrer Majestät Obersthofmeisterin, starb plötzlich, nach kurzem Leiden.

Ich sehe, fühle förmlich, wie der unerwartete Verlust dieser treuen Seele auf sie wirkte.

Der Todesgedanke umkreist sie jetzt unausgesetzt, sie kann ihn nicht verscheuchen, sie be-

schäftigt sich mit ihm. Sie ist eine so stolze Seele, daß sie dem Tode ins Antlitz zu blicken vermag, obgleich sie, ich weiß es genau, ihn fürchtet.

Gott verzeihe mir, wenn ich mich und den bald erheiternden, bald beruhigenden Einfluß, den ich auf sie auszuüben glaubte, überschätzt habe, etwas aber flüsterte mir zu: «Du fehlst ihr, Du müßtest jetzt bei ihr sein!»

Und gerade jetzt war ich zu Hause, wo die Zeit langsam, geräuschlos an uns vorbeistrich.

Wir hatten uns beruhigt.

Die Familie war fast immer beisammen. Unsere Augen suchten einander und aus jedem leidvollen Blicke leuchtete zugleich ein sanfter Schein, der von Seele zu Seele schwebte und wie Balsam tröstete.

— — — — — — — — — — —

Mai 1897.

Mein Urlaub war zu Ende. Ich kam in Schönbrunn an. Die Kaiserin befand sich in ihrem Lainzer Schlosse und der Kaiser und Erzherzogin Valerie waren bei ihr.

Der 6. Mai war ein verhängnisvoller Tag, der die Welt in Entsetzen stürzte. Der Brand des Pariser Bazars traf die Kaiserin schwer: ihre Schwester, die Herzogin von Alençon, fand in den Flammen den Tod. Erst vor kurzem war die Kaiserin von den Ufern des Genfersees in etwas gestärkter Gesundheit zurückgekehrt, und siehe, das Fatum erhob sich aufs neue gegen sie, um sie niederzuwerfen. Und inzwischen erhielt sie die herzbrechenden Einzelheiten der entsetzlichen Katastrophe. O, wie hat ihre gequälte Seele darunter gelitten. — Wie ertrug nur ihr geschwächter Körper die furchtbare Aufregung dieser Stunden, in denen man in Paris von Spital zu Spital den Leichnam ihrer Schwester suchte! Während diese Stunden träge dahinschlichen, mag wohl oft ein zitternder Hoffnungsstrahl in ihrer Seele aufgezuckt haben, um endlich mit jähem Aufflackern vor der furchtbaren Gewißheit zu verlöschen. — Die Herzogin verbrannte. «Du großer Gott!,» flehte ich, «blicke herab auf meine unglückliche Kaiserin!»

Jeder meiner Gedanken flog ihr zu, suchte nur sie, ich fühlte, daß jeder Schlag des Geschickes die Bande stählte, die mich an sie knüpften.

Wie hätte ich mich jetzt des Wiedersehens gefreut, wenn ich nicht in der Angst gelebt hätte, sie ganz niedergeschmettert zu finden. Und immer wieder fragte ich mich: Wird die Natur wohl den Balsam haben, die Wissenschaft die Macht besitzen, um im Zusammenwirken noch einmal diese aus hundert Wunden blutende Kranke zu erquicken?

Ihre Wunden waren furchtbar und sie wollte nicht, daß ihr Schmerz auch noch andere Zeugen habe als unseren guten Kaiser und ihre Tochter.

In Penzing, von wo wir nach Kissingen reisen sollten, traf ich die Kaiserin unmittelbar vor unserer Abfahrt. Sie kam am Arme des Kaisers. Sie war leidend und traurig, sah aber nicht gebrochen aus. Sie eilte mit herzbewegender Freundlichkeit auf mich zu, und ein bestrickendes, trauriges Lächeln umschwebte ihre Lippen, während sie zu mir sprach.

Was lag nicht alles in diesem melancholischen Lächeln!

Leib und Seele wurden mir warm davon.

— — — — — — — — — — —

In Kissingen nahm Professor Sotier die Kaiserin in Behandlung. Anfänglich fühlte sie sich etwas fremd, doch gewöhnte sie sich rasch, weil sie eine gute Wirkung zu verspüren meinte. Frühmorgens war sie schon am Brunnen, trank das Wasser und promenierte am Ufer der Saale, wohin sich nur selten ein Kurgast verirrte.

Wir spazierten auch viel auf den zum Bade gehörigen, hundert Kilometer umfassenden, schön gepflegten Promenadewegen; immerhin weniger als die Kaiserin gewünscht hätte, weil die Kur großen Ausflügen Grenzen zog. Auch ihr Gemüt erheiterte sich. Sie kämpfte gegen die Traurigkeit und Gedrücktheit an und nahm es dankbar auf, wenn ich ihr darin zu Hilfe kam.

Die letztverflossenen traurigen Ereignisse wurden so selten als möglich besprochen. Wir vermieden es, die schmerzenden Wunden zu erregen; mochten sie doch, so weit es eben ging, verharschen, statt immer neu aufzubrechen.

Wenn ich sie etwas heiterer sah, war ich glückselig.

Die Königin von Hannover und Prinzessin Mary dienten der Kaiserin zu einiger Zerstreuung.

Beide liebe, gute Seelen. Die Prinzessin war eine ebenso begeisterte Musikfreundin wie ich und wir besuchten zusammen einige Konzerte.

— — — — — — — — — — —

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Kissingen gingen wir nach Langenschwalbach. Hier mußte die Kaiserin den eisenhältigen Brunnen trinken.

Nach fast eintägiger Reise langten wir dort bei Regenwetter an. War auch der erste Eindruck nicht eben günstig, so wandelte es sich bald zum Besseren, weil das Hotel und die Verpflegung tadellos waren, und das war jetzt die Hauptsache.

Im übrigen war unsere Lebensweise die gleiche wie in Kissingen.

Die Promenaden waren kurz bemessen und Ihre Majestät wurde entweder von mir oder von dem griechischen Vorleser Mr. Barker begleitet.

In der zweiten Woche unseres Aufenthaltes entdeckten wir in dieser nicht besonders sympathischen Gegend eine herrliche Waldpartie, in der wir lange spazierten.

Dieser Wald wird mir immer in angenehmer Erinnerung bleiben, weil mir hier die Kaiserin

zum ersten Male eingehender von ihren Mädchenjahren sprach.

Was muß sie für ein wunderbares Kind gewesen sein! Ihre Seele erging sich wie selbstvergessen in jenen beglückten Zeiten, da sie noch ein junges, schönes und vor allem heiteres Kind gewesen — und da auch die Welt ganz so war wie sie.

Wie leicht schwang sich ihre Erinnerung in einem Augenblick hinweg nach jenen zeitfernen, lieblichen Gegenden, in denen sie sich einst glücklich erging; aber der Weg zurück zur Gegenwart fiel dann desto schwerer. Es war als wankte sie zwischen Gräbern umher und als hafteten an jedem Schritt und Tritt Erinnerungen an einen Kummer, an einen Schicksalsschlag, einen unersetzlichen Verlust.

Wir kamen unter anderem auf die Religion zu sprechen. Damals sagte sie mir: «Ich bin gläubig, und bin ich vielleicht noch nicht so religiös, wie Sie es gerne möchten, so findet dies, von anderem abgesehen, seinen Grund darin, daß meine erste religiöse Erziehung einem ungewöhnlich einfachen, simplen Manne anvertraut war.»

Bei einer anderen Gelegenheit besuchten wir Rauenthal und daselbst Mutter Winter, die Besitzerin des Nassauer Hofes, die weit und breit ob ihres guten Humors und ihrer rückhaltslosen Redeweise berühmt war.

Mutter Winter nahm uns freundlich auf, redete uns mit «Gnädige Frau» an und amüsierte uns während des Mittagsmahles mit ihren zutreffenden Bemerkungen, so daß wir gar nichts an ihr auszusetzen hatten.

In ihrem Äußern etwas derb, doch klug und voll gesunden drastischen Humors, machte sie es einem unmöglich, sich des Lachens zu erwehren.

Mutter Winter brachte auch die Kaiserin zum Lachen. Dafür bin ich ihr noch heute gut. Nachmittags besichtigten wir die Umgebung, wobei sich die Kaiserin mit einem alten Manne ins Gespräch einließ und die Namen der im Umkreise liegenden Dörfer erfragte.

Im weiteren Gespräche hatte es die Kaiserin bald heraus, daß der 74jährige gute Mann einst Kunstreiter bei Renz gewesen war. Natürlich interessierte sie dies im höchsten Maße. Sie unterzog den Alten einem eingehenden Verhör und er

mußte ihr erzählen, welche Kunststücke er einst zu machen verstanden.

Wie erstaunte der Alte, zu hören, daß die Dame nicht nur alle seine Fachausdrücke kannte, sondern auch in die Geheimnisse seines Gewerbes eingeweiht war. Er wurde davon so begeistert, daß er uns sogar einige schöne Sprünge vorführte.

Wir schieden sehr herzlich von dem einstigen Kunstreiter und setzten von ihm voraus, daß er uns nicht für Angehörige der Zirkuswelt hielt. Als er weggegangen, versicherte mir die Kaiserin, daß sie das, was der Alte produziert hatte, ebensogut machen könne, «aber», setzte sie hinzu, «diese Elastizität im Alter von 74 Jahren ist doch beneidenswert!»

Der Ausflug war genußreich und der Tag angenehm, weil ich die Kaiserin nach langer Zeit zum ersten Male wieder heiter sah. Ich muß nur erwähnen, daß unser Inkognito diesmal zuschanden wurde; drei Tage später stellte sich Mutter Winter richtig mit einem mächtigen Gugelhupf bei der Kaiserin ein.— — —

Und wieder kam ein Schatten herangezogen, aber Gott sei Dank, er zog vorüber.

Der siebenjährige Sohn der Erzherzogin Valerie, Erzherzog Franz Karl, erkrankte und man besorgte, daß es Scharlach wäre. Die Kaiserin stand wirkliche Qualen aus, bis endlich die Freudenbotschaft kam, daß alle Gefahr geschwunden sei. Wie wir da aufatmeten!

— — — — — — — — — — —

Dann kam ein Brief vom Herzog Ferdinand von Alençon; die Kaiserin ließ ihn durch mich vorlesen. Aus jedem Worte sprach der tiefste Schmerz über den Verlust seiner Gattin und dabei eine solche Ergebenheit in Gottes heiligen Willen, recht aus der Seele eines Mannes heraus, der durch den Schmerz geläutert worden.

«Ich bewundere diese Ergebung,» seufzte die Kaiserin.

— — — — — — — — — — —

Die Kellerei der Mutter Winter ist berühmt. Gelegentlich unseres Besuches erwähnte die Kaiserin, daß sie mich und den Grafen zur Weinprobe senden würde. Eines schönen Tages sprach ich auch mit dem Grafen Bellegarde, Obersthofmeister Ihrer Majestät, einem sehr vor-

nehm aussehenden, 65jährigen, lieben, alten Herrn, bei Mutter Winter vor. Ich bemerkte sogleich, daß Mutter Winter, sich der Anspielungen der Kaiserin erinnernd, uns für Eheleute hielt, und während sie uns ihren Wein zur Probe vorsetzte, amüsierte sie uns mit den kuriosesten Bemerkungen. Offenbar wollte sie den Stolz ihres Kellers glorifizieren, als sie, das frisch gefüllte Glas mir darreichend, sprach: «Das ist der Wein, von dem die Weiberln zutunlich werden.»

Als ich dies der Kaiserin erzählte, lachte sie hell auf, und das dankte ich wieder Mutter Winter.

— — — — — — — — — — —

Dann setzte Ihre Majestät den Reiseplan für das nächste Jahr fest, indem sie ihn mit mir besprach. Sie entwarf ihre Pläne immer schon ein Jahr vorher, nahm an ihnen, wenn sie einmal feststanden, selten eine Änderung vor und gab sie nur den Beteiligten kund, denen aber die strengste Geheimhaltung aufgetragen war.

Nun aber mußten wir schon an die Heimreise denken. Mit Freuden betrachtete ich meine teuere Kaiserin, die jetzt an Leib und Seele erfrischt war. Nun würden wir doch, so Gott

will, eine geraume Zeit zu Hause verbringen können, und ich freute mich schon im vorhinein, wie der Kaiser, wenn wir morgen in Penzing ausstiegen, mit uns zufrieden sein würde.

— — — — — — — — — — —

Bis zum 15. Juli hielt sich die Kaiserin in Lainz auf und übersiedelte an diesem Tage mit der ganzen Hofhaltung nach Ischl. Seine Majestät schloß sich uns an, er kam mit demselben Zuge aus Wien. Erzherzogin Valerie mit ihren größeren Kindern harrte der Eltern auf dem Bahnhofe. Unter den lebhaften Ovationen der Ischler fuhren wir in die Villa. Leider war die Witterung während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes eine bitterböse.

Das Leben in Ischl ist gemütlich, ungezwungen und ganz intimen Charakters.

Am Diner nehmen der Kaiser, die erzherzogliche Familie und sämtliche Herren und Damen des Gefolges teil. Die Stimmung ist heiter, das Gespräch lebhaft, abwechslungsvoll und jeder ist bestrebt, den Kaiser zu zerstreuen.

In diesem Kreise gibt es keinen, auf den auch nur ein Schatten des höfischen Servilismus fallen

könnte; hier offenbart sich die Huldigung, die volle Liebe für das gütige Familienoberhaupt, den mit Sorgen beladenen Herrscher, der nicht nur die erste Person der zwei großen Reiche, sondern auch deren erster Arbeiter ist.

Nach dem Diner begibt sich der Kaiser auf den Balkon, wo die Herren ungezwungen rauchen, bis sich gegen $^1/_2 4$ Uhr Seine Majestät verabschiedet und die ganze Gesellschaft sich zerstreut.

Die Kaiserin nahm nur in seltenen Fällen an dem Diner teil.

Dann kam Erzherzogin Gisela, doch brachte leider auch sie kein gutes Wetter mit. Der Regen fiel in Strömen. Die Kaiserin war darüber verstimmt; auch litt sie an Ischiasschmerzen und wurde mit jedem Tage ungeduldiger.

Sie ist ein Wandervogel, in dem der Wandertrieb immer lebendig ist; ein kalter Windhauch genügt und es ist keines Bleibens mehr für sie.

Den Wandervogel treibt der Selbsterhaltungstrieb zum Abfluge. Auch in ihr mag dieser Trieb tätig gewesen sein. Sie lebte und starb für ihre Familie; unendlich schwer schied sie vom Kaiser,

und obschon sie, fern von ihm, in ewiger Angst um ihn lebte: sie mußte dennoch fort.

Und sie verweilte an jedem Orte nur so lange, als er ihre Seele zu fesseln vermochte. War es damit vorbei, so erschauderte sie wie der Vogel beim Nahen des Winters und — zog weiter. —

— — — — — — — — — — —

Ein Wetter, wie es nun in Ischl wütete, nennt man bei uns zu Lande das «jüngste Gericht». Am 30. trat die Traun aus ihren Ufern und ein großer Teil der Stadt, selbst der kaiserliche Garten, stand unter Wasser. Wir waren abgesperrt; jeder Verkehr mit der Außenwelt hatte aufgehört.

Zum Glück ist die Traun nicht die Theiß und am dritten Tage trat sie bereits besänftigt in ihr Bett zurück. Immerhin hatte sie beträchtlichen Schaden verursacht.

Der Kaiser reiste auf den noch teilweise unterwaschenen Eisenbahndämmen nach Wien, von wo gleichfalls die Kunde von Überschwemmungen zu uns drang.

Die Kaiserin befand sich deshalb in unaussprechlicher Aufregung, die sich nicht eher legte,

als bis der Kaiser wieder wohlbehalten zurückgekehrt war.

— — — — — — — — — — —

Am 29. August verließen wir Ischl. Berzeviczy und ich bildeten die Begleitung der Kaiserin. Unser Ziel war diesmal der Karersee.

In Bozen verbrachten wir einige Stunden in dem Hotel nahe beim Bahnhofe und setzten von da die Reise zu Wagen fort.

Anfangs führte der Weg den Eggenbach entlang, wo die mächtigen Felswände stellenweise den Weg so zu versperren schienen, daß ich von ihren wilden Stirnen gleichsam das Verbot zu lesen vermeinte: Bis hierher und nicht weiter! Oder nur durch unseren Leib.

Und so drangen wir denn durch ihren Leib, durch den uns ab und zu ein Tunnel führte; und so wütend auch der Eggenbach tobte, der neben unserem Wagen gleich einem kläffenden Hunde herlief, der das Haus vor Eindringlingen schützen will, drangen wir doch immer tiefer in die Felsenwildnis ein. Herrlich war dieser Weg! Endlich rückte die Felsenwelt auseinander, wir kamen in das erweiterte Eggental, wieder eine scharfe Wen-

dung und vor uns lag der schönste Anblick der Welt: die Dolomiten! rechts der Latemar, links der Rosengarten.

In der dünnen blauen Luft schienen sie den Himmel zu berühren, und die tief unten aus ihren Spalten hervorleuchtenden Schneemassen erhöhten noch diese kühne Illusion.

Die Kaiserin war hingerissen. Hatte sie schon der Eggenbach entzückt, so bezauberten sie vollends die Dolomiten, die in ihrer Riesenhaftigkeit den kleinen Karersee naiverweise als Spiegel zu benützen schienen.

Nach $4^1/_2$ Stunden Wagenfahrt gelangten wir auf das Plateau zum Hotel.

So waren wir denn am Ziele. Wir richteten uns ein und begannen schon am nächsten Tage unsere gewohnte Lebensweise. Wir befanden uns in einer Höhe von 1700 Metern, in einer Luft, frei von jedem Erdenstaube, rein und stählern.

Größere Ausflüge konnten wir nicht unternehmen, um so abwechslungsreicher waren unsere kleinen Spaziergänge. Die schönsten Augenblicke der hier verbrachten Tage genossen wir jedoch immer erst bei Einbruch der Abenddäm-

merung. Es ist mir nicht möglich, die Wirkung zu schildern, die es auf die Seele der Kaiserin übte, wenn ihre Blicke an der «Roten Wand» des Rosengartens hingen, während der Dolomit allmählich sich mit Rosenröte überzog und dann, wie von einem inneren Feuer erwärmt, zu glühen begann.

Wenn die Stunde dieses Schauspieles nahte, begab sie sich auf den Hügel hinter dem Hotel, wo sie wie festgewurzelt, in stummer Bewunderung dieses herrlichen Naturschauspieles verweilte, bis es langsam verblaßt war.

Die Zeit am Karersee verflog und um so verfrühter erschien uns dies, als damit Ende August auch der Sommer Abschied nahm. Die empfindliche Konstitution Ihrer Majestät empfand auch nur zu bald die jähe Abkühlung und wir mußten den schönen Ort verlassen.

Ein teueres Andenken an den Karersee ist unter meinen Reliquien. Ein Sträußchen Alpenblumen, die mich an die schönen Tage in der Nähe der Dolomiten erinnern.

Die Kaiserin hat sie für mich gepflückt, auf Spaziergängen, wo ich sie nicht begleitete, Die Blumen sagten mir, daß sie meiner auch

gedachte, wenn sie nicht mit mir war. Von ihnen erfuhr ich es, daß ich ein Plätzchen in ihrem Herzen hatte.

Und dieses Bewußtsein bildet mein größtes Glück, auch heute noch, wo sie nicht mehr ist.

— — — — — — — — — — —

Anfangs September ließen wir uns in Meran nieder. Wie ganz anders ist es hier als am Karersee. Ein wahrhaftiges Idyll nach der etwas rauhen, aber herrlich beschwingten Ode. Demungeachtet ein prächtiger Aufenthalt; heiter, mild und zweifellos der Kaiserin zuträglicher. Auch ist mir hier der Aufenthalt um so lieber, als die Kaiserin nahezu ihre ganze Zeit ausschließlich mit mir verbringt.

Barker, der griechische Vorleser, hat Urlaub erhalten und so ist jetzt auch sein Dienst mir zugefallen. Sie ist jetzt fast immer heiter, wie sollte ich also nicht noch heiterer sein? Nur eines kann ich bei ihr nicht erreichen. Ich möchte den Vorleser ganz und gar ersetzen; das aber ist nicht nach ihrem Sinne. Sie gibt es durchaus nicht zu, daß ich ihr während der Spaziergänge vorlese, obgleich ich weiß, daß sie es schwer entbehrt, weil es eine ihrer Hauptunterhaltungen ist.

«Das ist ein schwerer Dienst und paßt nicht für Sie,» sagte sie, und es gab kein Mittel, sie davon abzubringen. Sie war an diese Vorlesungen so sehr gewöhnt, daß sie, müßig sitzend, kaum imstande war, ihre Gedanken auf das Vorgelesene zu konzentrieren. Sie gestattete mir nicht einmal ihr die Zeitungen vorzulesen, doch sah sie es gern, wenn ich sie früher durchblätterte und ihr dann über jedes wichtiger scheinende Moment, selbst Politisches, referierte.

Über die Tagespolitik äußerte sie sich nicht, doch machte es ihr Vergnügen, wenn sie mich durch kleine Fragen zur Äußerung meiner Meinung über die verschiedensten Dinge bringen konnte. Bei solchen Gelegenheiten war ihre Art eine so spontane und Vertrauen erweckende, daß ich wirklich glaube, sie hätte auch den zugeknöpftesten Diplomaten zum Sprechen gebracht.

— — — — — — — — — — —

Heute beauftragte mich die Kaiserin, die bei den Dolomiten am Karersee verlebten schönen Tage für Erzherzogin Valerie schwarz auf weiß zu schildern.

In Meran erhielt ich ziemlich häufig ähnliche Aufträge, deren ich mich mit größter Freude entledigte. Ich mußte über jeden größeren Ausflug Bericht erstatten.

Unserem heutigen Ausfluge war nach längerer Umwölkung ein klarer Himmel gegönnt. Das Gebirge trat aus den Wolken hervor und Meran zeigte sich in seiner ganzen Schöne. Unterwegs besichtigten wir, doch nur von außen, Schloß Tirol, dann schlugen wir uns in die Weinberge; es war sehr unterhaltend. Wo es anging, pflückten wir die guten süßen, schwarzen Tiroler Trauben von den Stöcken. Und wie uns das schmeckte! Noch besser hätte es uns höchstens gemundet, wenn erstens die Stöcke nicht so voll beladen gewesen wären, so daß wir erst nach den Trauben hätten suchen müssen; und dann, wenn wir nicht die Erlaubnis gehabt hätten, jeden beliebigen Weingarten zu dezimieren. Aber Ihre Majestät gebrauchte die Traubenkur, was den braven Meranern eine gute Weinlese aufwog.

Während unserer Wanderungen in den Weinbergen stießen wir einmal auf eine lebende Vogelscheuche. Kein Wunder, wenn beim An-

blick dieser komischen Gestalt die Vögel erschreckt davonflogen. Von der Brust des in bunte Lumpen gehüllten, gemütlichen Patrons ragten zwei mächtige Wildschweinhauer hervor, sein Dreispitz war vollbespickt mit Hahnen- und Pfauenfedern und zwei struppige Fuchsschwänze hingen ihm rückwärts herab. Schwerlich hat man je zuvor eine pittoreskere Gestalt zwischen den traubenbehangenen Weinstöcken lauern gesehen.

Die Kaiserin sprach die raffiniert kostümierte Tiroler Vogelscheuche an. Wir erfuhren, daß er der Saltner sei, und aus seinen natürlichen, aber untertänigen Reden entnahmen wir auch, daß er wußte, vor wem er stand.

— — — — — — — — — — —

Gestern waren wir in Eggerhof, das 1300 Meter über dem Meere liegt. Bis Partschins fuhren wir mit dem Wagen, von da ging's zu Fuß bis zum Hotel und es währte fast drei Stunden, bis wir oben anlangten.

Die Kaiserin war ausgezeichneter Laune, scherzte und lachte; und auf dem ganzen Wege trug sie förmlich die Kosten der Unterhaltung.

Eine Weile betrachteten wir von der Hotelterrasse aus die Gegend, dann ging es wieder den Berg hinan zur Dolomitenaussicht.

Wahrlich, es lohnte der Mühe. Sämtliche Dolomiten waren sichtbar. Neben Schlern, Marmolata, Pala, Sella und den Gletscherspitzen des Ortler grüßten uns wie alte gute Bekannte aus der Ferne Latemar und Rosengarten.

Tief unter uns lag Meran mit seinen durch das Tal geschlängelten Flüssen: Passer und Etsch.

— — — — — — — — — — —

Die Ausflüge nach Lana und Nals wurden uns durch die Hitze verleidet, was ich auch der allzu eifrigen Sonne ein wenig übelnahm, während die Kaiserin es gar nicht zu empfinden schien. Ich habe nie bemerkt, daß sie während ihrer Wanderungen echauffiert gewesen wäre.

In Nals kehrten wir in der ärmlichen Hütte eines alten Mütterchens ein und baten um Milch. Die kleine Alte führte uns allsogleich in ihre Kammer, wo die herrliche Gebirgsmilch in großen Schüsseln stand. Hierauf ermutigte sie uns freundlich, so viel zu trinken, als wir nur wollten, und verließ uns, um, wie sie sagte, melken zu gehen.

Dieses große Vertrauen rührte die Kaiserin und als die Alte wieder zum Vorschein kam, gab sie ihr einen Dukaten, worauf wir das seinen Dank stammelnde Mütterchen rasch verließen.

— — — — — — — — — — —

Am 22. September sprach der Deutsche Kaiser in der Ofner Burg seinen berühmten Toast auf die ungarische Nation. Nach Partschins fahrend, berichtete ich darüber Ihrer Majestät und las auf ihren Wunsch den Toast und die damit zusammenhängenden Ereignisse aus der Zeitung vor. Die Kaiserin hörte tiefbewegt zu und als ich geendigt hatte, ließ sie mich sofort Papier und Blei zur Hand nehmen und diktierte folgende Depesche:

«Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser!

«Soeben las ich Eurer Majestät hinreißend schönen Toast. Die in demselben für unseren geliebten König und unser teueres Vaterland ausgedrückten Gefühle tun einem ungarisch fühlenden Herzen unendlich wohl. Elisabeth.»

Auf diese Depesche langte noch am selben Abend die Antwort des Kaisers ein.

Wie sehr die ungarische Nation der Kaiserin ans Herz gewachsen war und welch großen An-

teil sie an dessen guten und bösen Schicksalen nahm, das wußte ich von jeher und jetzt, durch diese bis zur Rührung gesteigerte Freude, mit der sie jene Nachricht empfing, wurde ich aufs neue darin bestärkt, daß die Nation sie mit Recht ihren Schutzengel nenne. Wie gerne wäre ich damals vor sie hingesunken, um ihre Hände zu küssen, die sie so oft schützend und segnend über meine Nation gehalten.

— — — — — — — — — — —

Meran war auf die Kaiserin von guter Wirkung. Wie sehr sie auch die Gletscherregionen begeisterten, ihr Platz war in den milden Tälern; nur diese waren ihrer Gesundheit wahrhaft zuträglich.

Am 28. September verließen wir Meran und waren schon am nächsten Morgen in Wallsee, im neuen Heim der Erzherzogin Valerie. Die erzherzogliche Familie war erst vor kurzem hierher übersiedelt und es ist daher natürlich, daß die Kaiserin das herrliche Schloß und dessen Einrichtung mit größtem Interesse und auf das eingehendste besichtigte.

Wallsee übertraf alle unsere Erwartungen. Unser kurzer Aufenthalt war ein würdiger Be-

schluß dieser mit mancherlei angenehmen Erinnerungen verknüpften Reise, für deren prächtigen Erfolg am besten die freudige Überraschung sprach, die Seine Majestät bekundete, als er im Ofner Bahnhofe meine teuere Kaiserin von mir übernahm.

Sie war heiter, frisch und guter Dinge.

Mit mütterlicher Wärme nahm sie Abschied von mir und sandte mich mit vielen herzlichen Aufträgen zu meiner Mutter.

— — — — — — — — — — —

Völlig unerwartet und um so schmerzlicher überraschte es mich daher, als ich, von meinem Urlaube einrückend, nach Wien kam und mich bei der Kaiserin zum Dienstantritt meldete. Wie konnte sie innerhalb fünf Wochen so herabgekommen sein?

Ihr gutes Aussehen war dahin, ich fand sie müde und verstimmt.

Daß angegriffene Nerven auf die nun eingetretene feuchte Herbstluft empfindlich reagieren, habe ich schon an mir selbst erfahren, doch ihr jetziges Aussehen war ganz der Art, als ob irgendeine Krankheit sich in ihr vorbereitete. Dafür

sprach auch ihre nervöse Unruhe. Unter Besorgnissen traf ich meine Anstalten für die Winterreise.

Am 25. November fuhren wir mit dem Orient-Expreß nach Biarritz. Bis Amstetten begleiteten uns Erzherzogin Valerie und ihr Gemahl, Erzherzog Franz Salvator. In München verabschiedete sich Erzherzogin Gisela von ihrer Mutter, in Paris erwartete uns Gräfin Trani auf dem Bahnhofe, wo wir zwei Stunden auf den Anschluß warten mußten. In der letzten halben Stunde erschien Präsident Faure mit Gefolge, um der Kaiserin seine Aufwartung zu machen.

Spät am Abend kamen wir in Biarritz an. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Das ewige Brausen der Wogen störte mich und ich dachte, es gäbe Sturm auf dem Ozean. Um so größer war meine Überraschung, als ich am nächsten Morgen hinausblickte und die See still und glatt fand.

— — — — — — — — — — —

Die Kaiserin erwartete, daß die stählerne Seeluft sie aufs neue kräftigen werde, wenn sie ihre erschlaffenden Nerven dem Winde, der Kälte und dem feuchten Salzhauch aussetzte.

Ich aber sah und fühlte, daß gerade das Gegenteil notwendig wäre und betete zum Himmel um ein bißchen Sonnenschein und Wärme.

Denn mit dem Wetter hatten wir kein Glück. Ein kalter Regen rieselte unablässig herab und das Thermometer sank häufig recht tief unter Null. Wir fröstelten und froren; sie litt und ich war voll Sorge um sie. — Nein, dieser Ort war nichts für die Kaiserin! — Sie war schlaflos und nervös, fühlte schmerzhaftes, gichtisches Gliederreißen, wollte aber trotzdem nichts von Ärzten wissen. Ich flehte sie umsonst an, nicht immer am Meeresufer zu promenieren, sie spazierte stundenlang und zuweilen im größten Sturme an dem Rocher de la Vierge, von wo sie gar oft ganz durchnäßt heimkehrte. Und doch, so schwer ich ihr auch mit meinen Besorgnissen beikommen konnte, sobald sie nur den geringsten Nutzen dessen sah, wovon ich sie überzeugen wollte, erkannte sie dies sofort an. So war dies unter anderem auch mit den Seebädern der Fall, von denen es mir nur mit Mühe gelang, sie abzubringen.

Die Tage verstrichen wohl, aber lässig, während ich ihnen doch jetzt Flügel gewünscht

hätte. Sie wurde immer leidender und ich konnte kaum mehr die sich täglich steigernde, quälende Unruhe ertragen.

— — — — — — — — — — —

Die Kaiserin plante schon lange einen Ausflug nach Lourdes und jetzt, da wir dem Gnadenorte so nahe waren, machte ihr Zustand es unmöglich, dahin zu pilgern.

Als sie sah, daß sie hierauf verzichten mußte, beauftragte sie mich, den Schauplatz der Wundertätigkeit der heiligen Jungfrau aufzusuchen und dort auch an ihrer Statt zu beten.

Und ich fühlte, daß ich sehr inbrünstig für sie beten würde.

Ich war dort und kehrte, an Glauben und Vertrauen gestärkt, zurück.

Ich sah die Wunder des zum Himmel strebenden, unerschütterlichen Glaubens; und wenn, wie man sagt, seine Macht in der Suggestion liegt, dann ist diese Eingebung himmlischen Ursprunges.

Von Lourdes heimkehrend, überreichte ich der Kaiserin eine kleine geweihte Medaille zum Pfande dessen, daß ich dort für sie gebetet. Es

beglückte mich, zu sehen, daß sie diese an ihre silberne Uhr hängte.

— — — — — — — — — — —

Ich dankte Gott, als wir endlich Biarritz verlassen sollten. Die Schmerzen beugten schließlich doch den Starrsinn der Kaiserin. Sie konsultierte sogar den Arzt. Er empfahl ein milderes Klima.

Wäre jetzt nur schon die «Miramare» da, dann brächte sie uns, dem Plane entsprechend, bald nach den Canarischen Inseln. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Verwirklichung, weil sich die Kaiserin nunmehr, ihrer unerträglichen Schmerzen wegen, zu einer Massagekur entschloß.

Am 18. Dezember reisten wir nach Paris. Im Hotel Deminici waren wir ausgezeichnet untergebracht, doch die Kaiserin litt auch weiter sehr. Von einem Arzte wollte sie auch hier nichts hören und berief den berühmten Masseur Metzger zu sich. Sie verbot, dem Kaiser oder ihrer Tochter über ihren Zustand zu berichten, und als ich entgegnete, daß dies eine Gewissenspflicht wäre, antwortete sie:

«Ich will es nicht! Wozu soll ich ihnen Leid bereiten? Es ist genug, wenn ich leide. — Einen

großen Schmerz werden sie ja ohnehin noch erleiden müssen, wenn ich sterbe. — Nein!» fügte sie bitter hinzu, «eines will ich nicht: den Kaiser überleben. — Jeden Schicksalsschlag habe ich ertragen, doch dies will ich nicht, dies könnt' ich nicht ertragen! — Auch will ich nicht, daß sie bei meinem Tode anwesend seien; ich will allein sterben!»

In diesen qualvollen Tagen kehrte sie immer wieder auf dieses peinliche Thema zurück und ich bot vergebens alles auf, den Todesgedanken von ihr zu bannen. Wie ein flügellahmer, kranker Vogel quälte sie sich durch den Tag, kaum einer Bewegung fähig. Müde, gebrochen, tiefe Trauer in ihren Blicken, saß sie in ihrem Armstuhle und es war noch gut, daß sie, wenn ihre Schmerzen nachließen, ein wenig einschlummerte.

Ich war der Verzweiflung nahe und schon auf dem Punkte, gegen ihren Willen und ihr Verbot zu handeln. Nach dem in Angst und Bangen verlebten Heiligen Abend brachte der Weihnachtstag einige Erleichterung. Ihre Schmerzen wurden gelinder, sie atmete ein wenig auf und mit einem leidvollen Lächeln auf den Lippen begleitete sie mein Beginnen, ihr Zimmer in einen

Blumengarten zu verwandeln, mit jenen Blumen, welche ihre Getreuen und Freunde als Zeichen der Huldigung ihr gesandt hatten.

Am folgenden Tage erschien ich bei der spanischen Exkönigin Isabella, um ihr den Dank der Kaiserin für eine solche Blumensendung zu verdolmetschen. Hierauf versuchte die Kaiserin in Gesellschaft der Gräfin Trani Wagenfahrten zu machen, ohne jedoch dabei eine Erquickung zu finden.

Mein einziger Trost in diesen qualvollen Tagen war das Bewußtsein, daß nicht nur Gräfin Trani, sondern auch ihre andere Schwester, die Königin von Neapel, in Paris weilten und alles daran setzten, die hohe Frau, soweit dies möglich war, zu zerstreuen.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Königin von Neapel näher kennen. Von dieser schlankgewachsenen, dunkeläugigen, schönen Frau, die gleichfalls sehr an unsere Kaiserin erinnerte, hatte die Welt schon längst vergessen, daß sie zu den Heldenfrauen zählte. Bei der Erstürmung Gaëtas hatte sie ihr Leben mehr als einmal den feindlichen Kugeln ausgesetzt.

— — — — — — — — — — —

Januar 1898.

Unser Pariser Aufenthalt nahm ein unerwartetes Ende. Sehr zu meiner Freude, weil ich ohnedies nicht viel Gutes davon erwartete.

Metzger erklärte, er übernehme die Behandlung der Kaiserin nur in dem Falle, wenn Ihre Majestät mindestens ein halbes Jahr in Paris verbleibe. Dazu konnte sich die Kaiserin zum Glück nicht entschließen und so reisten wir am 28. nach Marseille, wo uns schon unser schwimmendes Heim, die liebe «Miramare», erwartete.

Eingeschifft, blieben wir drei Tage im Hafen liegen. Ihre Majestät fühlte sich abermals schlechter und wagte sich nicht in die unruhige See.

Endlich beruhigten sich die Wogen, am vierten Tage lichteten wir die Anker und erreichten glücklich San Remo. Die längst ersehnten warmen, lachenden Sonnenstrahlen empfingen uns am italienischen Ufer.

Doch auch noch ein anderes; der glückliche Zufall: wir fanden Professor Nothnagel da.

Wie eine Fügung Gottes war dies und Zentnerlast fiel mir vom Herzen.

Er nahm die Kaiserin sofort in Behandlung und erkannte das Leiden als eine partielle Nervenentzündung.

Die Krankheit, obschon sehr schmerzlich, war derzeit nicht gefährlich, man mußte nur verhindern, daß sie weitere Fortschritte mache.

Ich dankte Gott und konnte nach langer Zeit wieder schlafen und die angegriffenen Nerven beruhigten sich.

San Remo tat der Kaiserin gut, sie erholte sich sichtlich und wir konnten uns auch schon kleinere Spaziergänge erlauben.

Während des Gehens stützte sie sich oft auf meinen Arm und wenn sie zuweilen für Augenblicke eine Schwäche überfiel, stärkte ich sie mit etwas Kognakbonbons. Sie war jetzt so gefügig wie ein liebes, krankes Kind; und wenn sie mich mit dankbarem Lächeln anblickte, dachte ich mir oft: O könnte ich ihr meine ganze Seele hingeben und meine wiedererlangten Kräfte dazu.

Es diente mir zur großen Beruhigung, daß wir nun schon offen von ihrem Zustande sprechen

konnten und ich wöchentlich einmal dem Kaiser Bericht erstatten durfte.

— — — — — — — — — — —

Die Kaiserin beschäftigte in letzter Zeit ein Gedanke, der mich höchlichst überraschte und demgegenüber ich mir die Freiheit nahm, mit aller Kraft dahin zu wirken, dessen Realisierung zu vereiteln. Sie wollte in San Remo eine Villa kaufen.

Achilleion, diese schöne Märchenwelt, war ihr bereits zur Last; es war ihr entfremdet.

Der Hauch der Vergänglichkeit umgibt nun schon sein glänzendes Dach und mit der Kaiserin zog die Seele von dannen. Heute ist es nichts als ein leeres, weißes Haus am griechischen Meeresufer. Was wäre erst das Geschick einer Villa in San Remo, wenn wir diese Enttäuschung erleben konnten.

Der Wandervogel baut kein Nest unterwegs. Wozu auch?

Endlich gelang es mir, die Kaiserin von ihrer Absicht abzubringen. «Es wäre nur eine Fessel mehr für Eure Majestät,» dies war mein wirksamstes Argument.

«Sie haben recht,» sagte sie, «lassen wir es also.»

Später beklagte sie sich scherzweise bei der Gräfin Trani: «Ich hätte sehr gerne die ‚Villa Rosa' angekauft, aber diese Irma erlaubt es nicht!»

Trotz ihres gebesserten Zustandes hatte Ihre Majestät häufig schlechte Nächte. Sie klagte oft, wie qualvoll sie das Morgengrauen erwarte.

Ich bat sie, sie möchte mir doch erlauben, bei ihr zu bleiben, wenigstens im Nebenzimmer, um doch ihr Wort oder ihren Seufzer hören zu können.

Mit Ergriffenheit und staunend blickte sie mich an.

«Das ist noch nie geschehen, wie wäre dies möglich?» fragte sie. — «Geradeso, Majestät,» entgegnete ich, «wie ich früher am Bette meiner Mutter zahllose Nächte gewacht habe.»

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, aber mein Anerbieten nahm sie doch nicht an.

Während unseres hiesigen Aufenthaltes erhielt ich die Nachricht von der Verlobung meines Bruders Alexander mit der Baronesse Pauline Vécsey.

Ihre Majestät sagte hierauf in ihrer gütigen Weise:

«Schreiben Sie Ihrer Mutter, daß ich mich mit ihr freue; Pauline ist ein selten liebes Geschöpf, die mir Valerie nicht genug zu loben vermochte.» Paula hatte nämlich ein halbes Jahr lang Dienst bei der Erzherzogin gemacht.

Die Kräfte der Kaiserin nahmen nun sichtlich zu. Sie vertrug schon größere Spaziergänge, doch mochte es noch lange währen, bis von ihrem Antlitz die Spuren der qualvollen Krankheit geschwunden sein würden.

Unser erster größerer Spaziergang führte uns nach San Bartolomeo.

Wie ich sie so neben mir elastischen Schrittes dahinschreiten sah und an die noch gar nicht so weit hinter uns liegenden Leidenstage in Biarritz und Paris zurückdachte, mußte ich es wahrlich für ein Wunder Gottes halten, daß sie in so kurzer Zeit wieder auf den Beinen war.

Auf einem dieser Spaziergänge begegneten wir einer Herde Schafe und Ziegen, die zusammen weideten. Als die Kaiserin sie sah, begehrte sie nach deren Milch. Wir verständigten uns rasch mit dem Hirten und bald war der silberne Becher

der Kaiserin, den ich auf jeden Spaziergang mitnahm, voll der köstlichen Milch, die Ihre Majestät mit Hochgenuß zu sich nahm.

— — — — — — — — — — —

März.

Ich sah durchaus nicht ein, warum wir San Remo verlassen und am Genfer See Aufenthalt nehmen sollten.

Angesichts des Zustandes der Kaiserin hielt ich diese Übersiedlung für verfrüht. Ob wir es nur nicht hinterher bereuen würden! Doch der «Reiseplan» ordnete es so an und da war nichts zu machen.

Gegen diesen «Reiseplan», der uns mehr denn einmal Ungelegenheiten verursachte, weil er der Kaiserin nicht immer zuträglich war, wollte ich gerne einen Angriff richten mit ähnlicher Taktik, die es mir ermöglicht hatte, den Villenkauf zu vereiteln; doch sah ich hierzu die Zeit noch nicht gekommen und dachte mir — vielleicht später einmal . . . wenn Heiterkeit und Gesundheit wiedergekehrt sind. — — —

Unterwegs stiegen wir in Turin aus und machten kleinere Ausflüge in die Umgebung.

Wir gingen auf die Superga, um den schneebedeckten Monte Rosa und die herrliche Alpenkette zu sehen. Imposant stand der Riese da. Einen tiefen Eindruck auf die Kaiserin machte das gewaltig schöne Mausoleum des Hauses Savoyen, das mit seiner lichten Halle von den gewöhnten düster-frostigen Grabgewölben eigentümlich absticht.

«Diese ist nicht so finster wie die unsere in Wien. Hier dringt der Sonnenstrahl ein und der lachende Himmel. Hier wird man nicht ergriffen von den Schauern des Todes.» So sprach Ihre Majestät, während wir die Aufschriften der Denkmäler lasen.

In Turin ließ mich die Kaiserin zwei sehr schöne, künstlerisch ausgeführte Blumenvasen für ihre Sammlung kaufen. «Jetzt wählen Sie noch eine,» sprach sie, nachdem die anderen gekauft waren. «So, als würden Sie sie für Valerie wählen. Und jetzt,» fuhr sie fort, als ich ihr die Vase zeigte, «wenn es Ihnen Freude bereitet, behalten Sie sie von mir als Andenken.»

— — — — — — — — — — —

Was ich befürchtete, traf ein. Der «Reiseplan» brachte uns wirklich ins Ungemach — in den Winter. In Territet fanden wir Schnee und kalte Zimmer.

Ihre Majestät war sichtlich enttäuscht und niedergeschlagen und ich lebte wieder in Angst und Sorge.

Zwei Wochen lang sahen wir die Sonne nicht und als sie wieder hervorbrach, konnten wir ihrer auch nicht froh werden, weil wir beim Anblicke der in Schnee starrenden Berge noch mehr froren.

Trotzdem befanden wir uns ziemlich wohl, machten größere und kleinere Spaziergänge und mehrfach Ausflüge nach Caux.

Die Nervenschmerzen der Kaiserin, die ich am meisten fürchtete, kehrten nicht wieder, doch ermüdete sie rascher und atmete namentlich beim Bergsteigen merklich schwerer.

Mit ihrem stählernen Organismus und ihrer zähen Natur, sagte ich mir, könnte die Kaiserin hundert Jahre alt werden, wenn sie ein wärmeres Klima aufsuchte, sich mehr Ruhe gönnte und sich regelmäßiger nährte. — Das war es aber eben, was kaum zu erhoffen war.

Der «Reiseplan» erlitt diesmal dennoch eine Niederlage. Er hatte seinen Meister gefunden: das Wetter.

Wir reisten ab.

Neun Tage vor der festgesetzten Zeit kamen wir in Kissingen an und fühlten sofort die Wohltat der unplanmäßigen Ankunft. Wir fanden sonniges, warmes Wetter und die Welt erschien uns gleich in freundlicherem Lichte.

Die Kaiserin begann ihre Kur; nunmehr ins normale Fahrwasser gelangt, beruhigte ich mich und erhoffte das Beste von dem rasch nahenden, Leib und Seele erquickenden Frühling.

Wahrlich, der würde auch an mir so manches zu reparieren finden. So sehr mich dies ärgerte, auch ich geriet in die Gewalt des Arztes.

Die Aufregungen der letzten Monate schienen es mir angetan zu haben. Doch ich vertraute auf Dr. Sotier, der ein großer Meister war und selbst der Kaiserin imponierte.

Berzeviczy reiste nach Wien und wurde von dem Obersthofmeister Grafen Bellegarde abgelöst.

Am 25. April langte Seine Majestät der Kaiser zum Besuche der Kaiserin in Kissingen ein.

Ich und Graf Bellegarde erwarteten ihn im Bahnhofe, wo ich Seine Majestät auf das noch immer leidende Aussehen der Kaiserin vorbereitete, damit sein Befremden darüber die Kaiserin nicht unangenehm berühre.

Später beim Diner betonte Seine Majestät, daß diese Vorbereitung sehr zweckmäßig gewesen. Leider verbrachte der Kaiser nur acht Tage in Kissingen, doch gerade in diesen acht Tagen schien sich auch unser Geschick zum Besseren zu wenden. Die Kaiserin war ruhig und heiter und gebrauchte gewissenhaft die Kur. Der Kaiser begleitete sie jeden Morgen zum Badehaus, dann arbeitete er, machte später kleinere Spaziergänge mit der Kaiserin und verbrachte die Abende mit ihr.

In Begleitung des Kaisers kamen Fürst Liechtenstein, Graf Paar und Dr. Kerzl. Alles heitere, charmante Herren. Es war also natürlich, daß auch wir die Zeit sehr angenehm verbrachten.

Diese acht Tage verstrichen nur zu rasch und bleiben mir in freundlichster Erinnerung. Als der Kaiser abreiste, begleitete ihn auch Graf Bellegarde, der jetzt von einem Flügeladjutanten des Kaisers vertreten wurde. Da dieser jedoch im

Dienste unerfahren war, übernahm ich die Befehle Ihrer Majestät und veranlaßte zugleich deren Vollzug. Ich fühlte die Verantwortung, doch trug ich mit Stolz ihre Last.

Am 9. Mai langten Erzherzogin Valerie und Erzherzog Franz Salvator in Kissingen an. Der Erzherzog konnte nur einen Tag bleiben, die acht Tage jedoch, die die Erzherzogin mit ihrer Mutter verlebte, dienten der Kaiserin sichtlich zur Erholung. Dieser Besuch bot mir auch eine angenehme Gelegenheit, meine Bekanntschaft mit der Erzherzogin zu vertiefen. Unsere gemeinsamen Spaziergänge waren hiezu sehr förderlich.

In vieler Beziehung ist ihr Charakter dem der Kaiserin entgegengesetzt, und daß sie dennoch in deren Herzen neben dem Kaiser die erste Stelle einnimmt, ist so vielsagend, daß man zu ihrem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen förmlich mit Verehrung emporblicken muß. Sie ist eine kluge, gebildete und überlegende Seele. Sie hat sich in der Welt einen bescheidenen Platz zugemessen, diesen aber so segensreich gestaltet, daß schon ihr Anblick tröstend und erhebend wirkt. Es ist wohltuend, zu sehen, daß es solche Wesen, solche tröstliche Oasen in dieser wüsten

Welt gibt. Ihre Seele ist die reine Taubenseele, warmherzig, uneigennützig, eines erhabenen Schwunges fähig, doch verliert sie sich niemals in der Unendlichkeit, weil ihrem Fluge Grenzen gesetzt sind durch Mutterpflichten.

Welch ein anderes und gegenteiliges Bild entwirft meine Phantasie, wenn ich an ihre Mutter denke!

Ich sehe einen traurigen stolzen Schwan auf dunklen Gewässern sich wiegen. Er meidet das Ufer und überläßt sich den fortrollenden Wogen. Sein schneeweißes Gefieder erglänzt hie und da in der Ferne, hinaustreibend ins Unendliche, auf dunkler Welle, die eine Stumme, eine Schmerzenreiche mit sich nimmt.

— — — — — — — — — — —

Wir machten verschiedene kleinere Ausflüge mit der Erzherzogin. Unter anderem waren wir in Klaushof, wo wir mit der Kaiserin einen guten, heiteren Tag verlebten.

Am nächsten Tage reiste die Erzherzogin ab, und als die Kur Ihrer Majestät beendet war, brachen auch wir unsere Zelte ab und übersiedelten von Kissingen zur Nachkur nach Brückenau.

Die ausgedehnten Buchenwälder dieses stillen Talkessels prangten im saftigsten Grün. Der Ort selbst ist klein und anspruchslos, doch recht nett gehalten. Die um diese Zeit hier herrschende Stille und Ruhe, im Vereine mit der uns umgebenden, frisch emporkeimenden Vegetation, übte eine sehr gute Wirkung auf die Kaiserin. Wir führten in Brückenau ein Leben voll stiller Innerlichkeit. Im sprießenden Walde spazierend, empfanden wir sehr bald die belebende Kraft des Frühlings. Es wurde großer Wert auf die Diners gelegt. Auch saßen wir oft zwei bis drei Stunden im Freien am gedeckten Tische, von allem Möglichen plaudernd und unseren Seelen freien Flug gewährend.

Gelegentlich kam die Rede darauf, welchen Einfluß der Hofdienst auf die Menschen übe. Wir fanden, daß er in Wirklichkeit auf die meisten Herren und Damen einigermaßen ungünstig wirke. Und da wendete sich die Kaiserin mit der plötzlichen Frage an mich: «Sagen Sie nur, Irma, sind Sie an meiner Seite von Herzen zufrieden?»

«Euere Majestät wissen, daß ich es bin,» antwortete ich, und der Frage im voraus begegnend, die, wie ich wußte, jetzt kommen würde.

fuhr ich fort: «Doch ich bestrebe mich, auch hier so zu leben, meine gegenwärtige Lage so aufzufassen, daß sich mein Herz, wenn ich gehen werde, nicht schmerzlich nach solchen Gütern sehnen müsse, die ich jetzt durch die Gnade Euerer Majestät genieße.»

«Das ist nicht leicht,» sagte nach einigem Nachdenken die Kaiserin, «doch Ihnen wird auch dies gelingen.»

Wir lasen dieser Tage ein Buch von Maria Corelli, über das ich mir eine Bemerkung der Kaiserin aufzeichnete.

«Diese Schriftstellerin,» erzählte sie, «die sich für überaus religiös hält, sagt an einer Stelle, daß sie niemals bete, weil sie alles besitze, was zum Glücke notwendig sei, sie daher nicht wüßte, was sie sich von Gott erflehen sollte. Entweder ist diese Schriftstellerin eine ganz egoistische Seele oder eine Person, die eines ungewohnten, bizarren Ausspruches wegen sich nicht scheut, mit sich in Widerspruch zu geraten. Wenn ich nur so viel besäße, was das Unglück ausschlöße, würde ich jeden Tag, jede Stunde beten und mir nichts weiter erbitten, sondern nur Dankgebete zum Himmel senden!»

Die Kaiserin war keine eifrige Kirchengängerin, doch konnte sie, wie sie sagte, voll Inbrunst beten, wo die Menschen sie nicht störten, im Walde und am Meere.

Sehr interessierte sie meine gute, viel geprüfte Mutter, die so herbe Schicksalsschläge erlitten hatte. Immer wieder brachte sie das Gespräch auf sie, fragte mich eingehend über sie aus, und bei solcher Gelegenheit sah ich gleichsam ihr Bestreben, sich aus meinen Mitteilungen ein äußeres und inneres Bild von ihr zu vergegenwärtigen. Sie verlangte ihre Photographie zu sehen und war überrascht von ihrer silberhaarigen Schönheit und ungebrochenen Haltung. Auf mich machte es den Eindruck, als fühlte sich ihre Seele unwillkürlich hingezogen zu jener anderen Seele, die im schweren Kampfe des Lebens sich nicht schwächer erwiesen hatte als sie.

Es war wie ein trauriges, aber edles Rivalisieren, das sie fühlen mochte, das ihre Widerstandskraft herausforderte und ihr Selbstvertrauen stählte.

Einmal, als wir von vergangenen Zeiten sprachen, fragte ich die Kaiserin, wie es gekommen, daß sie mit ihrer edlen Leidenschaft, mit dem Reiten, brach.

«Plötzlich und ohne jeden Grund hatte ich den Mut verloren und ich, die ich noch gestern jeder Gefahr spottete, erblickte heute eine solche in jedem Busche und konnte mich von ihrem Schreckbilde nicht mehr befreien. Dies der Grund, warum ich auch Valerie niemals erlaubte, ein Pferd zu besteigen; ich wäre nicht fähig gewesen, die ewige Unruhe zu ertragen.»

In Brückenau schien die einstige Gesundheit der Kaiserin wiederzukehren und auch ihr Aussehen besserte sich sichtlich.

Für den 12. Juni war unsere Abreise bestimmt, mit welchem Tage diese lange und an vielen Heimsuchungen reiche Reise ein Ende nahm.

Die Kaiserin war zwar weder in Kraft noch in Gesundheit dieselbe, die sie vor nur noch wenigen Jahren gewesen. Auch ich fühlte die Scharte, welche meine einst unverwüstlich scheinende Gesundheit erlitten. Doch, wie das von der Krankheit genesene Kind im Geiste sich seine neuen Spiele ausmalt, mit gleicher Freude und Sorglosigkeit plante die hohe Frau die neuen Reisen für die nächste Zukunft, welche gewiß viel besser gelingen würden als diese letzte.

Ihre Majestät begab sich dann nach Lainz zum Kaiser, während ich, ihrem bestimmten Wunsche entsprechend, zur Hochzeit meines Bruders Alexander nach Hause eilte.

— — — — — — — — — — —

Dieser einmonatliche Urlaub verfloß rascher und angenehmer als alle bisherigen.

In unser stilles Haus waren wieder Klänge der Freude eingezogen.

Gleichwie unsere alten Säle sich von den hereinströmenden Sonnenstrahlen erhellten, so wurde unsere Zukunft heller und freundlicher durch den Glanz des Glückes, das vom Antlitze eines jungen Paares widerstrahlte.

Wie viel Kreuzwege wir auch gehen, wie viel Hoffnungen wir auch begraben mögen, es gibt eine Auferstehung, solange in unseren Herzen das Reis der neuen Hoffnungen zu sprießen imstande ist.

Vollkommen erfrischt und in bester Kraft rückte ich am 12. Juli 1898 in Ischl zum Dienstantritte ein.

Der erste Eindruck mußte mich wieder verstimmen. Wenn dort im heimatlichen Tale, das ich soeben verlassen, nach langer Umwölkung die

Sonne so schön hervorbrach, warum hat sie nicht auch einige Strahlen übrig für diese herrliche Kuppe, die ich so gerne hätte im heiteren Glanze erstrahlen sehen.

— — — — — — — — — — —

Ich fand die Kaiserin schlecht aussehend und niedergeschlagen. Sie klagte, daß die Ärzte sie schlecht behandelten und sie nach dem fürchterlichen Nauheim schickten. Was sollte sie tun? Sie mußte gehorchen, weil man bei ihr eine Herzschwäche festgestellt hatte. Ich konnte kaum meine Betroffenheit verbergen, als ich dies vernahm. Dann aber verscheuchte ich die bösen Gedanken. Es werde bloß eine vorübergehende Erscheinung sein, verursacht durch die unruhigen Nerven, welche die absolute Ruhe schwer vertrugen. Nur nicht kleinmütig sein, Gott werde schon helfen! Während unseres Gespräches kam der Kaiser herein und bemerkte scherzend, daß mir der Urlaub gut getan, denn ich hätte zugenommen. «Na, na,» wendete die Kaiserin ein, «sage das der Irma nicht, denn das ist ja beinahe eine Beleidigung.» Bei Hofe war natürlich der Ehrgeiz jeder Dame, schlank zu sein.

Am 15. Juli bot der Ischler Bahnhof ein glänzendes und ungewohnt belebtes Bild. Für diesen Vormittag war die Abreise der Kaiserin bestimmt und die Ischler Bevölkerung, ob arm ob reich, strömte schon seit den frühen Morgenstunden hinaus, um Abschied zu nehmen von der scheidenden Kaiserin. Auch viele Badegäste waren erschienen von allen Enden der Welt, um sie zu sehen.

In dem abgeschlossenen Teile des Perrons waren außer dem kaiserlichen Paare die Erzherzoginnen Gisela und Valerie, die Erzherzoge, die Hofwürdenträger in voller Zahl und die Behörden anwesend. Wir waren schon lange vor der Abfahrt draußen und während der Kaiser sich mit dem einen oder anderen der Herren in ein Gespräch einließ, ging die Kaiserin mit ihren Töchtern auf dem Perron auf und nieder. In jeden Abschied, und wäre er nur von heute auf morgen, mischt sich ein trauriger Akkord, ein umflorter Ton. Von heut' auf morgen. —

Wer weiß, was von heute auf morgen geschieht?

Das in der Menschenbrust stets wache Bewußtsein der Endlichkeit ist es, das bei solchen Gelegenheiten sich angstvoll regt.

War es wohl dieses Gefühl, das jetzt die Brust der Kaiserin durchzuckte?

Sie verabschiedete sich vom Kaiser und ich sah, wie ihre Augen sich mit Tränen füllten. Zum ersten Male hatte ich ihr Auge naß werden sehen, als sie, auf dem Throne sitzend, die Huldigung der Ungarn entgegennahm, zum zweiten und letzten Male hier an diesem Orte. — Wie gnädig ist doch die Vorsehung, die jener ängstlich sich regenden, umflorten Stimme nicht das verständliche Wort leiht und ihren Aufschrei in der Seele ersterben läßt.

Von den Bergen wehte ein frischer Wind herab und erquickte die schwüle Julihitze. Die vom blauen Himmel heruntersengenden Sonnenstrahlen spielten auf dem bewegten, bunten Bilde, das sich unserem Blicke darbot und an dem wir mit einem Seufzer vorübereilten auf dem geräuschlos entrollenden Zuge.

In München stiegen wir im Hotel Continental ab, wo bald darauf Gräfin Trani und Herzog Karl Theodor die Kaiserin besuchten. Der Herzog brachte auch seine Töchter mit. Drei frisch erschlossene, reizende Rosen, die anzublicken eine Freude war. Die älteste Prinzessin begleitete ihr

Bräutigam Graf Törring, um der Kaiserin für ihr Hochzeitsgeschenk den Dank abzustatten. Als sie sich dann mit Gräfin Trani entfernt hatten, ging ich mit der Kaiserin nach der Stadt. Dieser Spaziergang wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Er war ganz verschieden von der Art, in der wir sonst eine Stadt zu durchstreifen pflegten. Der Zweck war ein anderer, das Tempo ein anderes und eine andere auch die Stimmung.

Langsam dahinschreitend, jeden Augenblick innehaltend, gingen wir durch die Stadt; wir wollten nichts Neues, nichts Überraschendes sehen; dieser Besuch galt ganz der Vergangenheit, den Erinnerungen. Wir blieben bald vor einem altertümlichen Palaste, bald vor einem alten Gebäude stehen, bei einer Baumgruppe, deren Äste sich seither ausgebreitet hatten, bei einem Blumenbeete, das schon damals geblüht. Die Kaiserin hatte für jedes ein freundliches Wort. Sie lobte dies und jenes, sagte, wie gut es sich erhalte, sie wußte von jedem etwas zu erzählen, etwas Liebes aus alten, guten Zeiten. Weißt Du noch? — Erinnerst Du Dich? — Damals waren wir jung! . . . Damals war alles besser, schöner! — Und endlich, wie dies schon unter alten Bekannten üblich,

lobte sie so lange die entschwundenen Zeiten, bis sich in die Rede immer häufiger die Seufzer mengten und die Freude des Wiedersehens in einer leisen Klage wider die eilende Zeit ausklang.

Dann gingen wir vor das Palais, in dem die Kaiserin ihre Kinder- und Mädchenjahre verlebt hatte. An diesem schönen, guten alten Hause, obschon sein Geschick inzwischen eine große Wandlung erfahren, hatte sich nichts verändert, nur waren seine Räume von anderen bewohnt, von ganz anderen. Jetzt wies sie auf zwei Fenster hin, vor denen wir stehen blieben.

«Das sind die Fenster meines Mädchenzimmers.» Welch eine Feenwelt mochte einst da drinnen gewoben haben! — Die beiden verhängten Fenster blickten wie zwei umflorte Augen auf uns herab. Vielleicht klagten auch sie wie jenes schöne, traurige Augenpaar, das jetzt an ihnen hing.

Wir sind ausgestorben, sprachen die traurigen Blicke. Und wie wir so hin und her durch die bevölkerte Stadt wanderten, die Gegenwart vergessend, in die Vergangenheit zurücksinnend, erschien mir die Kaiserin wie jemand, der in den ersten Seiten seines eigenen Tagebuches blättert.

Bloß in den ersten; in den übrigen, selbst den glänzendsten, ist zu viel des Wehs.

Du mein Gott, wie hätte ich damals ahnen können, daß dies schöne, traurige Buch so bald beendet sein würde, und daß die, die es niederschrieb, schon auf der letzten Seite hielt!

«Wie anders war ich damals!» Mit diesem Seufzer nahm die Kaiserin Abschied von ihren Erinnerungen und wir verließen dann rasch die Umgebung des Palais.

Ich sah ihr an, daß sie sich nun den melancholischen Erinnerungen der Vergangenheit entreißen wollte und als wir einige Straßen durchschritten hatten, wußte ich nach der Richtung, welchem Ziele sie zustrebte.

«Ich verlasse niemals München, ohne hier einzukehren,» sprach sie, als wir zum Hofbräuhaus gelangten.

«Treten wir also ein und benehmen wir uns fein bürgerlich.» Hineingelangt, verlangten wir zwei Krügel, worauf der Schenk mir zwei buntgemusterte, mit Deckeln versehene Steingefäße in die Hand gab, die je einen Liter faßten.

«Spülen Sie sie aus,» wies mich die Kaiserin an. Ich schwenkte die Krügel aus, der Schenk

füllte sie mit Bier und dann nahm sie sowohl wie ich das schaumüberflossene Gefäß in die Hand.

«Fangen Sie nur an,» ermutigte sie mich, ihr Krügel an die Lippen führend.

Doch all mein Bemühen war vergeblich, mein Krügel wollte nicht leer werden, obschon ich mehrfache Anläufe dazu nahm. Als sie sah, daß ich dem bitteren Tranke nicht beikommen konnte, sagte sie lachend: «Mein Lieblingsgetränk ist diese braune Flüssigkeit auch nicht, doch es gehört schon zu meinen Traditionen, in München dem bayrischen Biere die Ehre meines Besuches anzutun.»

Unser Gespräch wurde plötzlich gestört; jemand begrüßte die Kaiserin mit großer Reverenz. Man erkannte sie und wir suchten rasch hinauszukommen.

— — — — — — — — — — —

Nauheim ist ein staubiges, warmes Nest und mit Ausnahme eines sehr schönen Parkes besitzt weder die Stadt noch deren Umgebung etwas Anziehendes.

Die fünf Wochen, die wir hier verbringen mußten, versprachen uns nicht viel Vergnügen,

doch was tut's? Wenn es nur der Kaiserin nützte, wollte ich den Ort beim Abschiede segnen. Eines war gewiß, daß wir hier alles vorgefunden hatten, was der Kaiserin unangenehm und zuwider war: große Hitze, furchtbaren Staub, ein über die Maßen neugieriges Publikum und — einen strengen Arzt. Kann es da Wunder nehmen, wenn sie anfänglich ihren hiesigen Aufenthalt für unerträglich hielt? Ihre Kur aber hielt sie, wohl oder übel, pünktlich ein. Sie gebrauchte artesische Bäder, machte zweimal täglich Muskelübungen, und zwar mit großer Präzision, damit diese die matte Herztätigkeit anregten. Streng bemessene Diät, wenig Bewegung, lange Ruhepausen, dies alles war sehr geboten, doch auch gerade genug, daß die Kaiserin sich wie gefesselt fühlen mußte.

So unangenehm ihr dies Leben auch war, war es doch das richtige, denn nach Ablauf von kaum zwei Wochen trat in ihrem Zustande und Allgemeinbefinden eine große Besserung ein. Sie fühlte das und versöhnte sich schlecht und recht mit Nauheim, zählte aber dennoch die Tage, und wenn diese langsam verflossen, tröstete sie sich mit dem lieben Caux, an das sie mit Freuden dachte, und konnte es kaum erwarten, dahin zu

gelangen. Doch fand sie in Wirklichkeit den hiesigen Zwang erst erträglich, als ihr der «machthaberische» Arzt kleinere Ausflüge gestattete.

Zu den reizendsten Eindrücken von Nauheim gehört die Erinnerung an ein junges Mädchen.

Wir gingen einmal nach Winterstein, das im Gegensatze zu Nauheim eine schöne und malerische Lage hat. Um zum Aussichtsturme zu gelangen, bedurften wir jedoch eines Führers, deshalb kehrten wir beim Wintersteiner Förster ein. Hier aber fanden wir nicht nur einen Führer, sondern auch eine prächtige Jause. Es gab frische Butter und sauere Milch.

Der Förster gab uns sein junges Töchterchen mit, der die herzliche Dienstwilligkeit förmlich aus den Augen lachte und deren Wesen sich während des Spazierganges in immer lieblicherer Weise offenbarte. Auf Schritt und Tritt verriet sie die Freude darüber, etwas unbekannt Schönes zeigen zu können, und während sie mit Lebhaftigkeit dies und jenes erklärte, was unsere Aufmerksamkeit fesselte, belebte sie die ihr wohl vertraute Gegend mit einer wunderbar naiven Poesie, mit kleinen persönlichen Momenten, die ihr jeden

einzelnen Fleck ausschmückten. Berg, Tal, Wald, Bach, Baum, Sträucher und Blumen, sie alle lebten in ihrer Phantasie ihr eigenes, persönliches Leben, und sie lebte und fühlte mit ihnen, als wären sie ihre Dorfgenossen, von denen jeder ihr gut bekannt oder verwandt sei. Sie machte nicht viel Aufhebens von ihnen, doch liebte sie sie von Herzen und in ihr lebte das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihnen.

Und ich fühlte, daß in diesem eigentümlichen Verhältnis mehr Wahrheit, Unmittelbarkeit und Wärme lag als in unserer Naturanbetung, die dem Geiste nach heidnisch ist, ohne die dazugehörige Naivität.

Das Mädchen schritt neben der Kaiserin dahin, die an der kleinen Redseligen ein seltenes Wohlgefallen fand und sie fortwährend mit Fragen ermutigte.

Später begann die Kleine uns auszufragen; sie fragte, was und wer wir wären und wo zu Hause.

Wir wären Ungarn, sagte ihr die Kaiserin, und da bemerkte ich, daß sie nicht recht wußte, in welchem Teile der Welt sie uns zu placieren habe; um so mehr imponierte es ihr, als die Kai-

serin erzählte, sie hätte einen Bruder, der ein berühmter Augenarzt sei und den Menschen viel Gutes erweise. Es währte zwei Stunden, bis wir ins Försterhaus zurückkehrten, wo wir von dem lieben, reizenden Geschöpfe Abschied nahmen. Als ich ihr am nächsten Tage im Auftrage der Kaiserin ein Geschenk überbrachte und sie erfuhr, wen sie geführt hatte, war sie betroffen und fragte mich ängstlich, ob sie nicht etwas Unrechtes gesprochen habe, was Ihre Majestät beleidigt haben könnte. Denn sie habe gesprochen, wie es ihr eben vom Herzen kam und wie hätte sie ahnen sollen, daß diese liebe, jugendlich aussehende Dame die Kaiserin von Österreich wäre, die sie sich viel älter vorgestellt hätte.

— — — — — — — — — — —

Ihre Majestät hatte mittlerweile auch mehrere hohe Besuche: das großherzogliche Paar von Hessen, dann die Kaiserin Friedrich, und nun erwartete sie den Deutschen Kaiser mit seiner Gemahlin.

Ganz Nauheim war auf den Beinen, als nachmittags 4 Uhr des Kaisers herrliche Grauschimmel vor der Villa Kracht hielten.

Die Kaiserin erwartete ihre Gäste innerhalb des eisernen Gittertores und empfing sie mit außerordentlicher Herzlichkeit. Die Vorstellungen fanden statt, der Kaiser wechselte einige freundliche Worte mit mir, worauf Ihre Majestäten sich in eine Gartenlaube zurückzogen, während wir mit dem Gefolge an einer schattigen Stelle des Gartens konversierten.

Der Besuch währte eine halbe Stunde. Als wir die hohen Gäste hinausgeleiteten, machte der Kaiser Ihre Majestät aufmerksam, daß nicht nur die beiden Pferde ungarischer Rasse, sondern auch der Kutscher ein Ungar wäre, den er eigens nach Nauheim gebracht hätte, damit sich sein Herz am Anblicke seiner Königin erfreue.

— — — — — — — — — — —

Professor Wiederhofer kam im Auftrage des Kaisers hier an, um sich über den Zustand der Kaiserin Gewißheit zu verschaffen.

Ich war hoch erfreut, denn er war sehr zufrieden mit dem Ergebnis dieser fünf Wochen. Die Kaiserin hatte ihre gute Farbe wiedergewonnen, ihr Herz funktionierte regelmäßig und

Wiederhofer behauptete, sie sei schon lange nicht so wohl gewesen wie jetzt.

Ihre Majestät war glücklich, Nauheim verlassen zu können und auch ich, was sollte ich es leugnen, verließ es nunmehr nach erfüllter Pflicht gerne. Doch waren wir auch noch so froh, diesem Orte den Rücken zu kehren, so mußten wir doch Nauheims in Dankbarkeit gedenken, weil es sich unter allen unseren Aufenthalts- und Kurorten zwar am wenigsten angenehm, doch der Kaiserin am nützlichsten erwiesen hatte. Nun heckte Ihre Majestät den Plan aus, durch das Pförtchen zu schlüpfen. Die langweiligen Reisevorbereitungen und den überflüssigen Abschied vermeidend, wollte sie eine Fahrt nach Homburg machen, um von dort nicht wiederzukehren. Das Gefolge würden wir in Frankfurt treffen. Unterwegs erwähnten wir wohl, daß wir ja jetzt zweifellos ein wenig undankbar wären, allein das hinderte uns nicht, die Flucht hat uns doch sehr gefallen.

Es war dies ein reizend naiver Zug im Wesen der Kaiserin, daß sie, dem furchtsamen Kinde gleich, das der Arzt mit bitterer Arznei geheilt hat, vor dem «Gestrengen» listigerweise zu ent-

weichen sucht, selbst nachdem sie ohnehin schon aus seinen Händen befreit worden.

In Homburg stiegen wir im Hotel du Parc ab und da das Regenwetter einer längeren Promenade ungünstig war, begaben wir uns nach einigen Einkäufen ins Hotel, wo die Kaiserin diesmal das Diner auf ihrem Zimmer servieren ließ. Ihre Majestät bestellte eine Poularde. Der Kellner war befremdet und sah sie mit erstaunten, großen Augen an. Eine ganze Poularde? Das werde wohl zu viel sein; auch sei es sehr teuer und zwei Damen könnten es gar nicht verzehren! Alle Einwendungen waren vergeblich, der sparsame Deutsche wollte von einer so entsetzlichen Verschwendung gar nicht hören und servierte wirklich das Geflügel in Portionen. Zum Schlusse mußten wir ihm Recht geben, weil die Poularde nicht eben tadellos war.

— — — — — — — — — — —

In Frankfurt angekommen, ging es geradenwegs zum Konditor und von da in den Palmengarten, wo eben die Militärmusik spielte. Auf einem abseits gelegenen Parkwege promenierend, lauschten wir der Musik. Ein Tonstück folgte

dem anderen, da erklang plötzlich ein Lieblingslied aus der Jugendzeit der Kaiserin: «Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n.» Unter den ersterbenden Tönen dieser Melodie, die mir noch lange nachklang, entfernten wir uns aus dem Parke.

Auf dem Heimwege kam uns ein Bretzenmann entgegen. Die Kaiserin blieb stehen und nahm einige Bretzen von der Stange herab. «Woran denken Sie jetzt?» fragte mich Ihre Majestät. «Daran, daß wir die Bretzen verzehren werden.» «Nur so, ohne alles? O nein, das wäre zu trocken, ich denke an Bier,» sagte sie, «gehen wir also und trinken wir ein Glas.»

Wir traten hierauf in den Löwenbräu. Während wir da saßen, verlangte die Kaiserin vom Kellner Ansichtskarten. Er brachte einen großen Pack, begann aber, bevor er sie uns vorlegte, einige auszuwählen.

«Sehen Sie doch, Irma,» bemerkte die Kaiserin, «das ist ein anständiger Mensch, er entfernt jetzt diejenigen Ansichtskarten, die uns verletzen könnten.»

Ich nahm zwei Karten und die Kaiserin diktierte mir in die Feder; die eine an Erzherzogin Valerie, die andere an Erzherzogin Gisela.

Unsere Durchreise wurde irgendwie bekannt und als wir im Bahnhofe ankamen, harrte schon eine große Menge Neugieriger auf die Kaiserin. Unbekümmert mischten wir uns unter die Anwesenden und hörten, daß Ihre Majestät den Gegenstand des Gespräches bildete; man behauptete, sie würde hier den Zug besteigen.

Die Gestalt der Kaiserin war von einem weiten, schwarzen Mantel verhüllt, der sie unkenntlich machte.

Sie lächelte befriedigt beim Anblicke der regen, erwartungsvollen Bewegung. Auch der Stationsvorstand harrte an der Tür des Hofwartesalons in feierlichster Haltung der Kaiserin. Als der Zug hereinrollte und Berzeviczy ausstieg, entstand eine allgemeine Bewegung, weil man dachte, nun müßte die Kaiserin sofort erscheinen, und da bemerkte es niemand, daß inzwischen die Dame mit dem schwarzen Mantel vom Perron plötzlich den Waggon bestieg.

Der Stationsvorstand stürzte auf Berzeviczy zu und meldete, Ihre Majestät sei noch nicht angekommen; er wurde ganz bestürzt, als er hörte, daß der Zug abfahren könne, weil die Kaiserin schon eingestiegen sei.

Die Kaiserin war an diesem Tage froh und heiter gewesen. Sie fühlte in sich die wiedererstandene Lebenskraft wachsen, die über ihre Krankheit den Sieg davongetragen hatte, und ihre physische Gesundheit war von solcher Wirkung auf ihre Seele, als wäre in ein trauriges Heim ein langentbehrter, junger, lieber Freund wieder eingekehrt und brächte mit seinem Frohsinne Heiterkeit und Leben in die lautlosen Räume.

Auch kann ich mir vorstellen, daß der gefangene Vogel in höherem Maße die Wonnen seiner Befreiung fühlt, wenn er aus der offen vergessenen Tür des Käfigs entwischen kann, als wenn man ihm nach Vorbereitungen und Zeremonien gnädigst die Tür öffnet.

Die Kaiserin wußte Nauheim hinter sich und mit dem beglückenden Gefühle der Befreiung und wie von einer unwiderstehlichen Anziehungskraft ergriffen, eilte sie nach der Schweiz.

— — — — — — — — — — —

Die Kaiserin liebte Caux über alles und sie war jetzt glücklich, längere Zeit hier verweilen zu können. Ich erblickte in Caux den glücklichen Nebenbuhler Corfus und betrachtete es deshalb

mit etwas scheelen Augen. Nein, so schön es auch sein mochte, nie konnte es das Achilleion ersetzen, das dort verlassen an den Gestaden des blauen, lächelnden griechischen Meeres stand! — Warum mußten wir es auch verlassen? Ich hätte diese Lostrennung als Untreue bezeichnen müssen, wenn ich nicht gehofft hätte, daß wir früher oder später doch wieder zu ihm zurückkehren würden. Wie hätte ich auch jetzt an das Wort des Dichters denken sollen: «Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo Du an Gräbern stehst und klagst.»

Am 30. August kamen wir in Caux an und schon am nächsten Tage setzte die Kaiserin den Plan für unsere Ausflüge fest. Auf jeden zweiten Tag fiel ein Ausflug.

Die Reihenfolge war: Bex-les-bains, Rochers de Nay, Evian, Genf und Pregny, wo Ihre Majestät den Garten und die herrlichen Glashäuser der Baronin Julie Rothschild zu besichtigen wünschte.

— — — — — — — — — — —

Unserem Ausfluge nach Bex-les-Bains schien das Wetter nicht günstig; dichter Nebel bedeckte die Gegend, was anfänglich verstimmend wirkte.

Doch kaum entstiegen wir dem Einspänner vor dem Hotel des Salines, da war es, als ob unsichtbare Hände die Wolken urplötzlich geteilt und zerrissen hätten, der Nebel begann zu schwinden und nach einigen Minuten standen der Dent du Midi und die Aiguille de Trient vor unseren entzückten Blicken. Diese zwei gigantischen Patriarchen der Felsenwelt badeten dort, wo ihre beschneiten Häupter in die höheren Regionen ragten, im reinen Ätherblau, während an den niederer gelegenen Kuppen und Gipfeln der Kampf zwischen den blitzenden Sonnenstrahlen und wallenden Nebeln noch wogte. Während die abgerissenen Teile kopfüber an den Graten herabstürzten, lagerten die an den Felsenspitzen hangen gebliebenen Nebelschleier wirr durcheinander, wie zertretene Opfer des Kampfplatzes, und verkündeten den Sieg der Sonne.

Lange und andachtsvoll betrachteten wir dieses hinreißende Schauspiel. Ganz unter seinem Eindrucke stehend, gab Ihre Majestät der Absicht Ausdruck, hier längeren Aufenthalt zu nehmen, doch bemerkte ich, daß sie diese Absicht schon während des Diners aufgab, weil die Zubereitung der Speisen das Hotel nicht empfahl. Man ser-

vierte zähes Fleisch und die Kaiserin wunderte sich über mich, da ich es mit gutem Appetit verzehrte.

Ich klärte sie auf, daß dies der Kopfwehhunger sei, es schmecke einem da alles und nach dem Essen schwinde auch der Kopfschmerz.

«Nun, ich verlange nicht nach einem solchen Appetit, denn da würde ich gar bald zunehmen. Kopfschmerz ist an und für sich schon des Übels genug.»

Nachmittags stiegen wir zu der Terrasse de la forêt hinauf, wo sich das Gebirgspanorama in vollster Pracht entfaltete.

Promenierend besprachen wir den Genfer Ausflug. Ich erwähnte der Kaiserin, daß Berzeviczy von diesem Plane mit Besorgnis erfüllt sei.

«Warum?»

«Weil es in Genf viel Gesindel gäbe und er deshalb lieber sähe, wenn Euere Majestät wo immer hin gingen, nur nicht nach Genf.»

«Sagen Sie Berzeviczy, seine Besorgnisse seien einfach lächerlich. Was könnte mir Genf schaden?»

Wir nahmen noch bei Bouffat einen Eiskaffee und eilten von dort zum Zuge.

In Caux angekommen, sahen wir die Sonne im Niedergehen. Sie stand wohl noch hoch am Himmel, verwundete sich aber im Sinken an einem gen Himmel ragenden Felsen und verblutete jählings. Ich dachte daran, um wie viel schöner und sanfter die Sonne im ungarischen Tieflande untergeht.

Auch unsere Ausflüge nach Rochers de Nay und Evian waren sehr gut gelungen. Jener fand am 3., dieser am 5. September bei prachtvollstem Wetter statt.

Rochers de Nay mit seinem großartigen Panorama bietet in seiner Art einen einzig schönen Anblick, während Evian, das in dieser Beziehung weit hinter unseren Erwartungen zurückblieb, uns durch die bürgerliche Gemütlichkeit der Hin- und Rückfahrt einen reizend angenehmen Tag verschaffte.

Bis Territet brachte uns die Bahn, dort bestiegen wir das Schiff. Obwohl es von Reisenden überfüllt war, blieb Ihre Majestät unerkannt. Dies bot ihr manche Unterhaltung, ohne daß sie dabei im geringsten geniert war.

Nichts störte unsere angenehme Schiffahrt, selbst der Hitze hielten wir wacker stand.

Auf dem Verdecke auf und nieder gehend, betrachteten wir die Gegend und das bewegte Leben auf unserer schwimmenden Nußschale. Wir beobachteten die Menschen im allgemeinen und einzelne wurden, wenn auch wohlwollend, dennoch kritisiert.

In Ouchy hielt das Schiff ungefähr 25 Minuten; hier stiegen wir aus, ließen uns im Schatten auf eine Bank nieder und löschten unseren Durst mit frischem Obste.

Inzwischen machte die Kaiserin mehr als eine interessante Beobachtung. Sie studierte die Menschen und Seelen, indem sie aus deren Bewegungen, Sprechweise und Gesichtszügen Rückschlüsse auf den Charakter machte.

Es sprach für ihren stark entwickelten Schönheitssinn, daß sie auch von einer partiellen Schönheit sofort gefesselt wurde und sie auch dann bewundern konnte, wenn am Ganzen nichts zu bewundern war.

«Betrachten Sie diesen Kopf,» machte sie mich unter anderem auf einen Mann aufmerksam, der, den Rücken uns zugewendet, auf einer Bank saß. «Welch edler, schön geformter Kopf, welch vollkommene Harmonie in den schön angefügten

Ohren, und wie hebt sich das Ganze stolz und frei aus den Schultern heraus, auf dem trotz seiner Kräftigkeit schlanken Halse. Das gäbe ein prächtiges Modell zu einer klassischen Statue.»

Als ich dann neugierig wurde, den schönen Kopf auch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sagte sie abratend: «Nein, das tun Sie nicht, das würde Sie verwirren, denn das Gesicht ist nichts weniger als schön. Le revers de la médaille.»

Auf dem Heimwege von Evian besprachen wir unsere weiteren beabsichtigten Ausflüge. Namentlich sprachen wir viel von Pregny.

«Baronin Rothschild,» sagte mir Ihre Majestät, «bot mir ihre Jacht an, damit ich unterwegs nicht aussteigen müsse; doch schreiben Sie ihr, bitte, daß ich ihre Freundlichkeit nicht annehmen kann, weil ich mich in Genf aufzuhalten gedenke, daher mit dem gewöhnlichen Passagierdampfer reise.»

In Wirklichkeit stand die Sache so, daß die Kaiserin in Verlegenheit war, die Jacht anzunehmen, weil der Schiffsbemannung die Annahme von Geschenken untersagt war.

Hier auf diesem Schiffe war es, daß sie mir befahl, nach Genf an das Hotel Beau Rivage zu

schreiben und Logis zu bestellen. Es würden außer uns drei Frauen und ein Lakai Wohnung nehmen.

Am 7. September war Haarwaschung und so blieben wir zu Hause. Auf dem Balkon des Hotels auf und nieder schreitend, brachte ich Ihrer Majestät aufs neue und jetzt schon in bestimmter Form Berzeviczys Bitte vor, nicht nach Genf zu gehen, weil er für die Kaiserin Befürchtungen hege; wenn sie aber trotzdem von ihrem Plane nicht abstehen wolle, möge sie doch einen Herrn aus dem Gefolge mitnehmen.

«Ich sehe schon, daß der stets besorgte Berzeviczy für mein Leben fürchtet, aber was könnte mir denn in Genf zustoßen? Nun gut,» sagte sie nach kurzem Nachdenken, «ich weiß, daß Berzeviczy auch eine gewisse Verantwortung trägt; sagen Sie ihm also, daß ich ihm zuliebe, aber auch nur ihm zuliebe, Sekretär Kromar mit mir nehme, obschon ich nicht weiß, was es mir nützen könnte, wenn er, während ich spazieren gehe, im Hotel ruht.»

So oft Berzeviczy seinen Besorgnissen Ausdruck gab, erbebte meine Seele wie das in der Herbstsonne erwärmte Laub, wenn es, von einem

kalten Lufthauche plötzlich getroffen, raschelnd erzittert.

Doch dauerte dies nicht länger als einen Augenblick. Angesichts der Heiterkeit und des Vertrauens der Kaiserin hatte die Sorge keinen Raum. Wer denkt in solcher Zeit an Frost und Reif, wenn in der Luft eine so seelenberuhigende Milde liegt, der Herbsthimmel so heiter und klar ist und wir nach einer langen Reihe schwerer Tage mit solcher Freude durch Berg und Tal schweifen wie zwei heitere Wanderer?

Den Schatten, den Berzeviczys Besorgnisse mir in die Seele flößten, verscheuchte die Kaiserin und ich ging sorglos an ihrer Seite dahin, während sie raschen Schrittes ihrem Schicksale entgegeneilte.

— — — — — — — — — — —

Der 8. September war ein Marientag. Die Kaiserin begrüßte in einem Telegramme die Erzherzogin an ihrem Namenstage und es war etwas beunruhigend, daß die Antwort am Abend noch nicht da war.

Am selben Abend bat mich Baronin Rothschild ans Telephon, um nochmals ihre Jacht an-

zubieten, die ich aufs neue dankend ablehnen mußte. Bei dieser Gelegenheit gab ich ihr auch einige verlangte Aufklärungen bezüglich des Tisches. Schließlich machte ich sie aufmerksam, daß sie alles vermeiden müsse, was das Inkognito der Kaiserin stören könnte.

Am 9. September, morgens 8 Uhr, begaben wir uns bei herrlichem, herzerquickendem Herbstwetter nach Pregny.

Diesmal begleitete uns ein Lakai, der die Paletots und eine Handtasche nachtrug.

In Territet betraten wir um 9 Uhr das Schiff, dessen weiße Rippen im Sonnenscheine blendend leuchteten. Die blauen Wellen des Genfer Sees brachen sich, sanft plätschernd, an dem Körper des Schiffes und wiegten uns in eine Stimmung, die aus dem Lächeln des Himmels, aus der Heiterkeit der Erde und dem Rauschen der über die Tiefen spielend dahinrollenden Wogen gewebt war.

Noch nie hatte ich die Kaiserin in so ruhiger Seelenstimmung gesehen.

Dieser schönheitsvolle, melancholische Herbst ließ sie alle seine Wohltaten empfinden. Er wiegte und sang ihre Seele ein, daß ihr jeder Kummer

und alle Bitternisse entschwanden. Sie wurde förmlich weich und fand vielleicht in diesem Augenblicke das Leben anziehend. Dafür sprach, daß sie ohne jedes Apropos die Rede auf ihren Nauheimer strengen Ordinarius Dr. Schott brachte und sich seiner in Dankbarkeit erinnerte.

«Noch eine solche Kur und Sie werden sehen, ich kann mich auf die größten Seereisen begeben, dann wollen wir nach den Kanarischen Inseln und noch einmal das verlassene Achilleion aufsuchen.»

Sie erging sich mit ihren Plänen bis in die fernste Zukunft.

Dann sagte sie wieder, wie schön es wäre, wenn Seine Majestät der Kaiser sie jetzt besuchen würde.

«Ich schrieb ihm darüber; ich weiß, Caux würde ihm sehr gefallen, namentlich der Dent du Midi, den er zu solcher Jahreszeit noch gar nicht gesehen — doch leider kann er sich derzeit kaum von Wien entfernen, weil er, wie er schreibt, ungemein beschäftigt ist.»

Wir spazierten auf dem Verdeck auf und nieder, bald plaudernd, bald wieder wortlos, den Blick auf die Gegend gerichtet, als eine plötzlich

entstehende lärmende Szene unsere ganze Aufmerksamkeit nach einem Punkte des Verdeckes zog. Ein kleiner, etwa 5 Jahre alter Knabe, den die Natur freigebig mit Energie und Willenskraft bedacht hatte, kündigte nach kurzem Hin- und Herdiplomatisieren seiner Mutter den Krieg an. Unter furchtbarem Strampfen und Kampfgeschrei bereitete sich der kleine Held zur Attacke vor, während die Mutter in ihrer großen Verlegenheit sich nicht zu helfen wußte.

«Wenn das nur Valerie sehen könnte,» sprach bedauernd Ihre Majestät, «welche Freude würde sie an diesem kleinen Spitzbuben haben.»

Dann aber mußte sie, damit die Mutter nicht den Kürzeren ziehe, rasch intervenieren, was ihr mit ein paar freundlichen Worten und etwas schönem Obst so vollkommen gelang, daß der kleine Tiger nicht nur lammfromm wurde, sondern auch vor dem Aussteigen zur Kaiserin kam und sich manierlich empfahl.

Punkt 12 Uhr erklang die Schiffsglocke. Wir waren in Genf.

Das Ufer betretend, harrte unser eine liebe Freude, die verspätete Depesche der Erzherzogin Valerie, die uns Sekretär Kromar entgegenbrachte.

Die Kaiserin übernahm sie und nun bestiegen wir um so vergnügter den Wagen, der uns in raschem Trabe durch die herrliche Landschaft gegen Pregny führte.

Wir kamen an. Baronin Julie Rothschild empfing die Kaiserin am Eingange der Villa. Eine sympathische Dame mittleren Alters, mit lebhaftem Geiste, der sich in ihren Zügen spiegelte und überaus distinguiertem Wesen. Bevor wir noch zur Villa kamen, sah ich darauf die Standarte des Hauses Habsburg wehen. Nach der Vorstellung machte ich die Baronin leise auf das Inkognito der Kaiserin aufmerksam, worauf sie die Standarte allsogleich einziehen ließ. Nun führte die Hausfrau Ihre Majestät hinauf in den Speisesaal, wo für drei Personen gedeckt war. Als wir uns um den Tisch niedergelassen hatten, erklangen von einem verborgenen Orchester liebliche italienische Weisen. Es war, als würde die leise Musik von den Sonnenstrahlen hereingetragen. Sie vibrierte durch den Saal, die heitere Konversation nicht beeinträchtigend, vielmehr ihr als liebe Begleitung dienend.

Das herrliche Dejeuner erwies sich ebenbürtig dem mit Altwiener Porzellan und Kristallgläsern gedeckten Tische.

Pregny hatte nicht nur befriedigt, es hatte die Erwartungen der Kaiserin übertroffen. Die ungesuchte Art des Empfanges, die temperamentvolle Heiterkeit der Hausfrau und das ganze Arrangement versetzten die Kaiserin in die beste Stimmung.

Anfangs beengte sie die fortwährend um den Tisch bemühte, reich gekleidete Dienerschaft, doch setzte sie sich bald darüber hinweg.

Am Schlusse des Déjeuners nahm Ihre Majestät — was eine Seltenheit bei ihr war — ein Gläschen Champagner und stieß mit der Hausfrau an; dann überreichte sie mir ihr Menu mit der Bitte, es dem Kaiser, das meine aber Gräfin Trani zu schicken.

«Ich bitte Sie aber, vergessen Sie nicht, diese Gerichte zu unterstreichen und das Eis zweimal, und schreiben Sie meiner Schwester, daß von diesem, wenn auch sie hier gewesen, kein Tröpfchen übrig geblieben wäre.»

Nach dem Déjeuner besichtigten wir die Villa, deren schöne Einrichtung und Kunstschätze das höchste Interesse erregen mußten. An antiken Möbeln, Gobelins und Porzellan war hier eine so reiche Sammlung anzutreffen, wie man

sie nur selten sieht. Doch auch der Garten entzückte uns nicht weniger. Mit Bewunderung standen wir vor den mächtigen, schönen Bäumen, herrlichen Gesträuchen und den vielfachen Seltenheiten der Gartenkunst, und dabei diese Pflege! Und dieser Rasen! Es ist nicht jener tiefgrüne schwere Samt, vielmehr hellgrüne, grasfarbene Seide. Ich glaubte es wogen zu sehen, wenn der Wind durch den Garten strich. Mit Recht berühmt und von den schablonenhaft eingerichteten Glashäusern in vielem verschieden sind jene von Pregny. Nach Ländern und Zonen gruppiert, deren Eigentümlichkeiten mit großer Sorgfalt herzaubernd, leben hier zwischen den Glaswänden Bäume, Sträucher und Blumen, gleichsam im eigenen Familienkreise, und eben deshalb sieht man hier eine so üppige Vegetation, eine so blendende Farbenpracht, wie ich sie wohl kaum noch gesehen hatte. — Beim Anblick all dieser Herrlichkeiten gab die Kaiserin ihrer vollsten Anerkennung Ausdruck, welche sich gewißermaßen zum Entzücken steigerte, als wir zu den wunderbaren, in Farbe und Form unerreichten Orchideen kamen. Namentlich war es eine Schar weißer Blüten, vor der sie wie gebannt dastand. Immer

wieder kehrte sie zu ihnen zurück und betrachtete sie stumm mit fragendem Blick, als hätte sie in diesem Augenblicke etwas Wunderbares erfahren, dessen Lösung sie von den weißen Blumen erwartete.

Gerade jetzt vollzog sich diese Begegnung. Ein Begegnung, wie mir schien, von größter Bedeutung. Wie denn auch in unseren Seelen eine stille Ahnung lebt, daß sich eine solche einst vollziehen muß.

Was mochten ihr wohl die Orchideen gesagt haben?

— — — — — — — — — — —

Am Ende des Gartens, an einem stilvollen kleinen Schweizerhause, erwartete uns das Coupé der Baronin, das uns binnen fünf Minuten nach Bellevue brachte.

Dies ist der Privathafen der Baronin, eigentlich auch ein Garten, in dessen Mitte eine schön eingerichtete Villa steht. Hier im Hafen, stets reisebereit, lag die Jacht. Nachdem wir uns in der Villa umgesehen hatten, brachte die Baronin ihr Gastbuch herbei und legte es mit ehrfurchtsvoller Bitte vor die Kaiserin hin. Ihre Majestät

ergriff die Feder und schrieb, gleichsam im Fluge, auf das weiße Blatt ihren Namen: «Elisabeth.»

Hierauf reichte sie mir das Buch. Ich öffnete es und erblickte auf dem aufgeschlagenen weißen Blatte den mit starken Zügen geschriebenen Namen «Rudolph».

Die Baronin blickte mich an, weil sie bemerkte, daß diese unerwartete Begegnung mich erschütterte.

Sie nahm das Buch, schlug es rasch zu und legte es an seinen Platz.

Es war 5 Uhr, als wir von der Baronin Abschied nahmen und den Wagen bestiegen.

Die angenehmen Eindrücke des Tages wirkten sehr lebhaft in der Seele der Kaiserin fort. Immer wieder kam sie darauf zurück. Schließlich beauftragte sie mich, sobald ich Zeit dazu fände, Seiner Majestät in einem ausführlichen Briefe über das Gesehene zu berichten. Auf dem Heimwege floß die Konversation munter fort. «Ich bedauere es beinahe,» bemerkte Ihre Majestät, «daß ich die Bitte der Baronin, mich photographieren zu lassen, nicht erfüllte. Doch schon seit dreißig Jahren habe ich mich vor keinen Apparat gesetzt und ich halte dafür, daß man,

wenn man Prinzipien besitzt, die häufig nur ein Schutzwall für die eigenen Schwächen sind, sie auch zu befolgen hat.»

Die Kaiserin verstand es, heiter und scherzhaft zu sein; sie hatte glänzende Stunden, doch schon lange keinen so hellen, wolkenlosen Tag wie diesen 9. September.

Trotzdem schlug zum Schlusse, ich weiß selbst nicht wie, unser meist heiteres Gesprächsthema in ein sehr ernstes um: die Religion. Vielleicht wohl, weil bei mir jeder Weg dahin ausläuft.

«Ich bin gläubig,» sagte unter anderem die Kaiserin, «wenn auch vielleicht nicht so gläubig wie Sie, doch ich kenne meine Natur, es ist gar nicht ausgeschlossen, daß Sie mich noch extrem religiös sehen werden.»

Ein Thema, von dem die Gedanken gar leicht in den Bereich des Todes gelangen.

Ich bekräftigte, daß ich schon seit meiner Kindheit mich mit ihm beschäftige, mit unerschütterlichem Vertrauen ihm entgegensehe und ihn nicht fürchte.

«Ich aber fürchte ihn,» sprach die Kaiserin, «obschon ich ihn oft ersehne, doch dieser Übergang, diese Ungewißheit macht mich zittern, und

besonders der furchtbare Kampf, den man bestehen muß, ehe man dahin gelangt.»

Ich wollte dieses trübe Thema abschließen und sagte mit dem unerschütterlichen Vertrauen der Gläubigen nichts weiter als: «Jenseits ist Friede und Glückseligkeit.» — —

«Woher wissen Sie das? Von dort ist ja noch kein Wanderer zurückgekehrt!»

Während der darauffolgenden Pause bemühte ich mich vergebens; mir fiel kein einziger heiterer Stoff ein. Aber da waren wir ja auch schon am Ziele der Fahrt.

— — — — — — — — — — —

In Genf angekommen, stiegen wir im Hotel Beau Rivage ab. Wir beschlossen, nach einer Stunde der Ruhe die Stadt zu besichtigen. Gesagt, getan. Die Kaiserin war frisch und heiter wie nach einer gut durchschlafenen Nacht und wir machten uns auf den Weg.

Wir gingen über die Montblancbrücke und hielten oft stille, um das herrliche Bild, das die Stadt und ihre Umgebung boten, zu betrachten. Dann wandte sich die Kaiserin im Tone vollster Entrüstung zu mir:

«Ich verstehe Sie wirklich nicht, Irma, warum Sie diese Stadt nicht mögen; sie ist ja so schön, wie kann sie Ihnen also unsympathisch sein? Ich liebe Genf sehr.»

Die Straßen waren sehr belebt, so daß man im Gedränge nur langsam vorwärts kommen konnte. Unser Ziel war vor allem ein berühmter Konditor auf dem Boulevard du Théâtre, den wir, da wir nicht sonderlich orientiert waren, nur nach einigem Suchen finden konnten. Es war schon ziemlich spät, der Konditor hatte aber noch drei Portionen Eis, mit dem wir uns an ein vor dem Laden stehendes rundes Tischchen setzten und hier den schönen lauen Abend genossen.

Geraume Zeit saßen wir hier, bis es endlich Zeit zum Heimgehen wurde.

Die Gassen waren nur spärlich beleuchtet, weil die Elektrizität versagt hatte. Dem Kai der Rhone entlang gingen wir zu Dimier, wo die Kaiserin ein herrliches Tischchen für Erzherzogin Valerie für Weihnachten kaufte; da sie ihr Inkognito nicht verraten wollte, verfügte sie, daß das Tischchen nicht in ihre Wohnung geschickt werde, sondern beauftragte mich, das Nötige zu

veranlassen, wenn ich am nächsten Tage wiederkommen würde.

Ihre Majestät bemerkte, daß das Personal unsere ungarische Konversation mit auffallender Neugierde anhörte, und ließ mich das eine Fräulein fragen, für welche Sprache sie die unsere hielte. Dieses antwortete nach einigem Zögern: «Ich glaube dänisch.»

«Also so häßlich klingt ihr unsere Sprache,» sagte die Kaiserin indigniert, «jetzt sagen Sie ihr erst recht nicht, in welcher Sprache wir gesprochen haben.»

Wir verließen den Laden und eilten weiter, der Rhone entlang. Ich weiß nicht, wie es geschah, doch wir verfehlten die Brücke und gingen irre.

Es war finster und da wir dort unschlüssig im Gewirre einer fremden Stadt standen, ergriff mich panischer Schrecken.

Die Kaiserin aber orientierte sich rasch und wußte schon nach einer Minute, wohin wir uns zu wenden hätten. Raschen Schrittes gingen wir zurück und gelangten glücklich zur Montblancbrücke. Die Kaiserin verlangsamte den Schritt und, nunmehr ruhig spazierend, kehrten wir ins Hotel zurück. Es war gegen 10 Uhr.

Die Kaiserin bestellte ihr Frühstück und begab sich mit dem Eindrucke eines angenehm verbrachten Tages zur Ruhe.

Ich schrieb noch einen Brief. Während des Schreibens blickte ich durch das offene Fenster auf die Bergriesen, die in der Dunkelheit näher zu kommen schienen, wohl um den zu ihren Füßen im Mondscheine schlummernden, herrlichen See besser überwachen zu können. Nur der Montblanc, die Leibwache, war nicht sichtbar, was ich ihm verübelte.

Nachdem ich die Erlebnisse des Tages aufs genaueste meiner Mutter niedergeschrieben hatte, schlief ich unter den Klängen einer aus der Ferne hereinklingenden Musik ein.

Ich hatte eine unruhige Nacht und verbrachte sie mehr wachend als schlafend. Endlich schreckte ich aus meinem späten Schlummer auf, wie von jemandem mit gellender Stimme angerufen; mein erster Blick fiel auf den Montblanc, dessen schneebedecktes Haupt grell im Morgenrot glühte.

Wir schrieben den 10. September, es war mein Beichttag. Ich eilte zur Kirche, obwohl es mich große Überwindung kostete, jetzt meiner

andächtigen Pflicht zu genügen, weil ich ungewohnt müde und nervös war. Nach der heiligen Kommunion kam ich, an Leib und Seele gekräftigt, zurück. Es erfüllte mich mit Befriedigung, meine Schwäche besiegt zu haben.

Mit dem Schlage 9 Uhr meldete ich mich bei der Kaiserin.

Sie ließ sich eben frisieren.

Aus ihrer guten Laune und dem frischen Aussehen schloß ich, daß sie eine bessere Nacht gehabt hatte als ich, doch bald begann sie zu klagen.

«Müde bin ich nicht, doch habe ich kaum geschlafen. Eine Weile hörte ich den italienischen Sängern zu, später störte mich der Leuchtturm mit seinen beständig wechselnden Farben und ich konnte mich nicht entschließen, aufzustehen und die Fenster zu schließen. Es mochte gegen 2 Uhr gewesen sein, als ich einschlief, da aber, was mir noch niemals geschah, schrak ich entsetzt auf, weil der hochstehende Mond mit seinem grellen Scheine in mein Gesicht leuchtete, während mein Bett und das ganze Zimmer in einer mystischen Beleuchtung schwamm. Weiter vermochte ich auch nicht mehr einzuschlafen.»

Als ich erwähnte, welch einen herrlichen Anblick der Montblanc im Morgenrote bot, bedauerte sie, daß sie dies nicht gesehen hatte.

«Schade, daß ich daran nicht gedacht habe, ich war ja eben wach; doch dem Montblanc zuliebe bleibe ich nicht länger hier.»

Unser Gespräch fand im Toilettezimmer statt und als sie bemerkte, daß mein Blick durch die offene Tür beständig in den Salon glitt, der voll der herrlichen weißen Astern war, blickte auch sie nach den Blumen hinein und sagte mit einem leichten Seufzer: «Nicht wahr, sie sind schön? Doch ich liebe sie nicht. Sie erinnern mich an den Herbst, an den Winter und an alles Vergängliche.»

Nachdem sie mir noch einige kleine Aufträge für die Stadt gegeben hatte, fragte ich Ihre Majestät, ob es dabei bliebe, daß sie mit dem Schiffe nach Caux zurückkehren würde? «Jawohl, um 1 Uhr 40 Minuten fahren wir. Das Personal kann mit dem 12 Uhr-Zuge reisen, denn ich liebe die großen Aufzüge nicht. Mit einem Worte: Es bleibt alles, wie es bestimmt war.»

Hierauf verließ ich sie. Rasch besorgte ich meine Aufträge in der Stadt und war etwas vor

10 Uhr wieder im Beau Rivage. Hier traf ich meine Anordnungen für die Abreise und als ich alles getan wußte, meldete ich mich bei der Kaiserin.

Um 11 Uhr verließen wir mit Ihrer Majestät das Hotel und gingen nach der Rue Bonnivard, in den Laden Bäckers, wo die Kaiserin das Orchestrion der Adelina Patti zu hören wünschte. Bäcker setzte sofort das orgelartige Instrument in Bewegung, das die Musik eines ganzen Orchesters in möglichster Treue wiederzugeben suchte. Aida, Carmen, Rigoletto, dann Tannhäuser kamen an die Reihe. Diese letztere war die Lieblingsoper der Kaiserin. «Ich liebe sie mehr als Lohengrin, es liegt in ihrer Musik etwas Mystisch-Fatalistisches wie im Geschicke ihres Helden.»

Hier ereignete sich ein unangenehmer Zwischenfall, von dem aber die Kaiserin keine Kenntnis hatte. Eine elegante Dame trat in den Laden, der wir, wie es schien, sofort auffielen und die dann die Kaiserin fortwährend fixierte. Ein derartiges Interesse konnte die Kaiserin überaus aufregen und es war gut, daß sie diesmal, mit anderen Dingen beschäftigt, nichts davon merkte. Nach

einiger Zeit trat die Dame auf mich zu, stellte sich als belgische Gräfin X. vor und ersuchte mich, ich möge sie der Kaiserin vorstellen, deren Schwestern sie gut kenne. «Ich bedauere, doch bin ich hiezu nicht ermächtigt, Gräfin,» antwortete ich kurz, worauf die Dame sich verletzt entfernte.

Wir kauften jetzt noch ein gewaltiges Ariston mit 24 dazugehörigen Piecen für die Kinder in Wallsee. Die Kaiserin nannte selbst die Stücke, die sie zu haben wünschte. «Das gibt eine so hübsche Musik,» lobte Ihre Majestät, «daß sich auch Franz und Valerie daran erfreuen werden.»

Als Ihre Majestät sich zum Gehen anschickte, legte Bäcker sein Gastbuch vor uns hin. Ich sah die Kaiserin fragend an und sie sagte lächelnd: «Schreiben Sie nur Erzsébet Királyné (Königin Elisabeth), das versteht er ohnedies nicht und bis es ihm jemand erklärt, bin ich schon über alle Berge.»

Wir spazierten dann sehr langsam den Quai du Mont Blanc entlang. Ihre Majestät erging sich mit Genuß im Sonnenschein, ergötzte sich an dem bunt wogenden Leben der Straßen, mich aber übermannte die Unruhe und ich machte sie

aufmerksam, daß es Zeit wäre, ins Hotel zurückzukehren und sich zur Reise vorzubereiten.

Im Beau Rivage angelangt, zog sich Ihre Majestät auf ihr Zimmer zurück, um sich anzukleiden. Mir schien es, als weilte sie zu lange darin und ich wurde deshalb von einer unbegreiflichen Nervosität ergriffen.

Wenn wir uns verspäteten, blieben wir hier ganz allein zurück, weil das Personal, mit Ausnahme eines Lakaien, bereits abgereist war. Ich konnte es nicht erwarten, bis sie herauskam, begab mich daher zu ihr hinein und bat um die Erlaubnis, den Lakai vorauszuschicken, da ja der Schiffskapitän nicht wußte, daß sie reisen würde, damit er das Schiff, falls es vor unserer Ankunft abfahren wollte, zurückhalte. Dies geschah. Inzwischen trank die Kaiserin mit sichtbarem Genusse ein Glas Milch. «Majestät,» mahnte ich, «es ist 1 Uhr 30 Minuten, gehen wir, wir verspäten uns!» — Sie aber schwenkte jetzt mit vollster Seelenruhe das Glas aus, aus dem sie getrunken hatte und reichte es mir dann mit einem unendlich lieben Lächeln: «Na, na, Irma, erst kosten Sie diese herrliche Milch.» Das Glas zitterte in meiner Hand und eine nervöse

Angst bemächtigte sich meiner, während ich daraus trank. Es zu leeren war ich unfähig.

«Vielleicht bekommt es Ihnen schlecht,» fragte die Kaiserin, während sie mich verwundert anblickte. «Nicht doch, Majestät,» entgegnete ich, «ich bin nur beunruhigt, ich fürchte, die Zeit reicht nicht.» Endlich war sie bereit.

Nun blickte sie sich lebhaft im Zimmer um und wir gingen.

Ich erinnere mich zweier Gestalten, die sich vor dem Ausgange tief verbeugten. Es dürften der Hotelier und der Portier gewesen sein. Es war genau 1 Uhr 35 Minuten, als wir zum Tore hinaustraten.

Allmächtiger Gott! Daß die darauffolgenden fünf Minuten nicht ausgeschaltet werden konnten aus dem Strome Deiner Zeit! — Wir schritten dem Seeufer entlang. Unter meinen Sohlen brannte der Boden. Wir gingen eben an dem «Braunschweiger»-Denkmal vorüber, als die Kaiserin, heiter wie ein sorgloses Kind, das es nicht für sich behalten kann, wenn ihm etwas auffällt, auf zwei Bäume hinwies: «Sehen Sie, Irma, die Kastanien blühen. Auch in Schönbrunn gibt es solche zweimal blühende und der Kaiser

schreibt mir, daß auch sie in voller Blüte stehen.»

«Majestät, das Schiffsignal!» sagte ich und zählte unwillkürlich die auf das Läuten folgenden dumpfen Schläge . . . eins . . . zwei . . .

In diesem Momente erblicke ich in ziemlicher Entfernung einen Menschen, der, wie von jemandem gejagt, hinter einem Baume am Wegrande hervorspringt und zum nächststehenden anderen läuft, von da zu dem eisernen Geländer am See hinübersetzt, sodann abermals zu einem Baume und so, kreuz und quer über das Trottoir huschend, sich uns naht. «Daß der uns auch noch aufhalten muß!» denke ich unwillkürlich, ihm mit den Blicken folgend, als er aufs neue das Geländer erreicht, und von da wegspringend, schräge auf uns losstürmt.

Unwillkürlich tat ich einen Schritt vorwärts, wodurch ich die Kaiserin vor ihm deckte, allein der Mann stellt sich nun wie einer, der arg strauchelt, dringt vor und fährt im selben Augenblicke mit der Faust gegen die Kaiserin.

Als ob der Blitz sie getroffen hätte, sank die Kaiserin lautlos zurück und ich, meiner Sinne nicht mächtig, beugte mich mit einem

einzigen verzweiflungsvollen Aufschrei über sie hin. —

Vater im Himmel! Wenn ich dereinst vor Dir stehe, um Dir Rechenschaft zu geben von meiner Seele, dann wirst Du eingedenk sein dieses entsetzlichen Augenblickes. —

Alle Qualen des Todes durchzuckten mich und statt meiner gelähmten Lippen schrie meine niedergeschmetterte Seele zum Erlöser um Barmherzigkeit.

Und dann war mir, als tue sich vor mir der Himmel auf.

Die Kaiserin schlug die Augen auf und sah um sich. Ihre Blicke verrieten, daß sie bei vollem Bewußtsein war, dann erhob sie sich, von mir gestützt, langsam vom Boden.

Ein Kutscher half mir, der Himmel segne ihn dafür!

Wie ein Wunder erschien es mir, als sie jetzt gerade aufgerichtet vor mir stand. Ihre Augen glänzten, ihr Gesicht war gerötet, ihre herrlichen Haarflechten hingen, vom Falle gelockert, wie ein lose gewundener Kranz um ihr Haupt, sie war unaussprechlich schön und hoheitsvoll.

Mit erstickter Stimme, da die Freude den Schrecken überwand, fragte ich sie: «Was fühlen Majestät? Ist Ihnen nichts geschehen?»

«Nein,» antwortete sie lächelnd, «es ist mir nichts geschehen.»

Daß in jener gottverfluchten Hand sich ein Dolch befunden, ahnten in diesem Augenblicke weder sie noch ich.

Inzwischen waren von allen Seiten Leute herbeigeströmt, die sich über den brutalen Angriff entsetzten und mit Teilnahme die Kaiserin fragten, ob sie keinen Schaden genommen.

Und sie, mit der herzlichsten Freundlichkeit, dankte jedem in seiner eigenen Sprache, deutsch, französisch, englisch, für die Teilnahme, bestätigte, daß ihr nichts fehle, und gestattete mit herzlicher Bereitwilligkeit, daß der Kutscher ihr bestaubtes Seidenkleid abbürste.

Währenddessen war auch der Portier des Beau Rivage zur Stelle gelangt, er hatte vom Tore aus die schreckliche Szene mitangesehen und bat dringendst, ins Hotel zurückzukehren.

«Warum?» fragte die Kaiserin, während sie ihr Haar in Ordnung zu bringen versuchte, «es ist ja nichts geschehen, eilen wir lieber aufs Schiff.»

Sie setzte unterdessen, obschon es ihr nicht recht gelungen war, ihr Haar in Ordnung zu bringen, den Hut auf, nahm Fächer und Schirm, grüßte freundlich das Publikum und wir gingen.

«Sagen Sie, was wollte denn eigentlich dieser Mensch?» fragte sie unterwegs.

«Welcher Mensch, Majestät, der Portier des Hotels?»

«Nein, jener andere, jener furchtbare Mensch!»

«Ich weiß es nicht, Majestät, aber er ist gewiß ein verworfener Bösewicht.»

«Vielleicht wollte er mir die Uhr wegnehmen,» sagte sie nach einer Weile.

Frisch und elastisch schritt sie neben mir her, ihre Haltung schien ungebrochen und sie lehnte meinen Arm ab. Nach einer Weile wendete sie sich zu mir. «Nicht wahr, jetzt bin ich blaß?» «Ein wenig,» antwortete ich, «vielleicht vom Schrecken.» — Mittlerweile kam uns der Portier mit der Neuigkeit nachgeeilt, daß man den Missetäter ergriffen habe.

«Was sagt er?» fragte die Kaiserin.

Als ich antwortete und sie ansah, bemerkte ich, daß ihre Züge sich schmerzlich veränderten.

Erschrocken bat ich sie, sie möchte mir die Wahrheit sagen, was sie fühlte und ob sie keine Schmerzen hätte, und während sie scheinbar leicht ihren Weg fortsetzte, hing ich mit tödlicher Besorgnis an jedem ihrer Schritte.

«Ich glaube, die Brust schmerzt mich ein wenig,» sagte sie, «doch bin ich dessen nicht sicher.»

Wir gelangten in den Hafen. Auf der Schiffsbrücke ging sie noch leichten Schrittes vor mir her, doch kaum hatte sie das Schiff betreten, als ihr plötzlich schwindelte. «Jetzt Ihren Arm,» stammelte sie mit erstickender Stimme.

Ich umfing sie, konnte sie aber nicht halten und, ihren Kopf an meine Brust pressend, sank ich ins Knie. — «Einen Arzt! Einen Arzt! Wasser!» schrie ich dem zu Hilfe eilenden Lakai entgegen.

Die Kaiserin lag totenbleich mit geschlossenen Augen in meinen Armen.

Der Lakai und andere stürzten mit Wasser herbei.

Als ich ihr Antlitz und Schläfe besprengte, öffneten sich ihre Augenlider und mit Entsetzen erblickte ich hinter ihnen den Tod.

Ich habe ihn schon oft gesehen und jetzt erkannte ich ihn in den verglasten Augen.

Diese furchtbare Last, die mich unter die Erde drücken wollte, ist seine Last; diese Kälte, die mein Herz erstarren macht, sie ist seine Kälte.

Ich dachte an Herzschlag.

Ein Herr machte mich aufmerksam, daß wir uns in der Nähe der Maschine befänden und es besser wäre, die Dame aufs Verdeck zu bringen, wo sie rascher zu sich kommen würde.

Mit Hilfe zweier Herren trugen wir sie also aufs Verdeck und legten sie auf eine Bank.

«Einen Arzt! Einen Arzt! Ist kein Arzt auf dem Schiffe?» rief ich den Umstehenden zu, worauf ein Herr hervortrat und mir die Hilfe seiner Gattin anbot, die halb und halb Ärztin sei und sich auf die Krankenpflege verstehe.

Madame Dardelle ließ Wasser und Eau de Cologne bringen und machte sich sogleich an die Wiederbelebung der Kaiserin. Sie ordnete an; ich schnitt ihre Miederschnüre auf, während eine barmherzige Schwester ihre Stirne mit Eau de Cologne rieb.

Inzwischen war das Schiff abgefahren, aber trotz seiner Bewegung nahm ich wahr, wie die

Kaiserin bemüht war, sich zu erheben, damit ich das Mieder unter ihr hervorziehen könnte. Dann schob ich ein in Äther getauchtes Stückchen Zucker zwischen ihre Zähne und ein Hoffnungsstrahl durchzuckte mich, als ich hörte, daß sie ein- oder zweimal darauf biß.

Auf dem in Bewegung befindlichen Schiffe wehte kühle Seeluft und trug dazu bei, daß die unter den peinlichsten Zweifeln unternommenen Belebungsversuche Erfolg hatten.

Die Kaiserin öffnete langsam ihre Augen und lag einige Minuten mit umherirrenden Blicken da, als wollte sie sich orientieren, wo sie sei und was mit ihr geschehen war. Dann erhob sie sich langsam und setzte sich auf. Wir halfen ihr dabei und sie hauchte, gegen die fremde Dame gewendet: «Merci.»

Eine Seele, die an jener Grenzscheide steht, wo das Reich der Glückseligkeit an das der Verdammnis stößt, und die harrt, welches Tor sich ihr nun öffnen würde, sie mag die Empfindungen haben, die mich in diesem Augenblicke erfüllten.

Ein ermutigender Lichtstrahl fiel aus der Höhe auf mich herab, allein meine Seele fühlte schon den eisigen Hauch der schwarzen Wogen

und ahnte das Nahen der großen unendlichen Nacht. Obgleich die Kaiserin sich aus eigener Kraft sitzend erhielt, sah sie doch sehr gebrochen aus.

Ihre Augen waren verschleiert und unsicher schwankend strich ihr trauriger Blick umher.

Die Passagiere des Schiffes, die uns bisher umstanden hatten, zogen sich zurück und nur wir vier blieben um die Kaiserin: Madame Dardelle, die Klosterfrau, ich und der treue Lakai, dem ich meine Aufträge ungarisch geben konnte.

Vor der Kaiserin kniend, beobachtete ich mit Spannung ihre Züge und flehte zum Himmel um Barmherzigkeit.

Ihre Blicke suchten den Himmel, dann blieben sie an dem Dent du Midi haften und, von da langsam herabgleitend, ruhten sie auf mir, um sich für ewig meiner Seele einzuprägen.

«Was ist denn jetzt mit mir geschehen?»

Das waren ihre letzten Worte, dann sank sie bewußtlos zurück.

Ich wußte, daß sie dem Tode nahe war. — Rasch schnitt ich die um meinen Hals hängende Medaille der Marienkongregation ab, legte sie auf ihr Herz und flehte zur heiligen Jungfrau, ihre Seele zur großen Reise vorzubereiten.

Consolatrix afflictorum! — Inzwischen labte Madame Dardelle sie mit Äther.

Die Kaiserin trug ein kleines schwarzes Seidenfigaro, das ich, um ihr auch diese Erleichterung zu verschaffen, über der Brust öffnen wollte. Als ich die Bänder auseinanderriß, bemerkte ich auf dem darunter befindlichen Batisthemde in der Nähe des Herzens einen dunklen Fleck in der Größe eines Silberguldens. Was war das? Im nächsten Augenblicke stand die lähmende Wahrheit klar vor mir. Das Hemd beiseite schiebend, entdeckte ich in der Herzgegend eine kleine, dreieckige Wunde, an der ein Tropfen gestockten Blutes klebte. —

Luccheni hat die Kaiserin erdolcht.

Und angesichts der grausen Wirklichkeit erhob ich meine Seele zu unserem Herrn Jesus Christus, zu unserem Erlöser, der für uns den Martertod erlitten, und erflehte nichts anderes von ihm, als das eine, daß ich die Kraft haben sollte, mein Kreuz zu tragen.

Ich mußte handeln.

Ich ließ den Schiffskapitän zu mir bitten. «Mein Herr,» sagte ich zu ihm, «auf Ihrem Schiffe liegt tödlich verwundet die Kaiserin Elisa-

beth von Österreich, Königin von Ungarn. Man darf sie nicht ohne ärztlichen und kirchlichen Beistand sterben lassen, bitte kehren Sie sofort um.» Der Kapitän gehorchte stumm und nahm die Richtung gegen Genf.

Jetzt schrieb ich zwei Depeschen an Berzeviczy und an Kromar, diese übernahm Herr Dardelle, um sie, wenn wir das Ufer erreichten, sofort aufzugeben.

Die Kaiserin war in Agonie.

Ich kniete vor die Bank hin, auf der sie lag, und betete.

«Es ist zu Ende,» hörte ich von allen Seiten.

Wir fuhren in den Hafen ein, legten die Kaiserin auf ein improvisiertes Tragbett, welches sechs Männer hoben.

Bevor wir uns in Bewegung setzten, breitete ich ihren großen schwarzen Mantel über sie. Die Agonie war sanft, ohne jedes Zeichen des Kampfes, doch in diesem Augenblicke wandte sie unruhig den Kopf zur Seite.

Wir schritten ihr zu Häupten, auf der einen Seite ich, auf der anderen ein Herr, der den weißen Schirm der Kaiserin ausgebreitet über ihr Haupt hielt.

Hinter uns drein und um uns her erregte Menschenmassen, die das Schiff zurückkehren gesehen und Böses ahnend, sich zusammenscharten.

Herzzerreißend war diese traurige Rückkehr dorthin, von wo die Kaiserin vor kaum einer Stunde heiteren Gemütes ausgegangen war.

In ihr Zimmer gelangt, legten wir sie aufs Bett. Doktor Golay war schon zur Stelle, bald darauf kam der zweite Arzt. Außer diesen waren ich, Frau Mayer, die Gattin des Hoteliers und eine im Hotel weilende englische Pflegerin zugegen.

Ich zeigte Doktor Golay die Wunde. Er konnte mit seiner Sonde nicht mehr eindringen, weil die Wundöffnung sich nach der Entfernung des Mieders von ihrer ursprünglichen Stelle verschoben hatte. «Es ist gar keine Hoffnung,» sprach der Arzt nach einer Weile.

Ich wußte das ohnedies, aber als ich es jetzt so trocken und sachlich aussprechen hörte, überlief es mich eisig, und mechanisch, mit klappernden Zähnen, sprach ich es nach:

«Gar keine Hoffnung!»

Und doch bat ich die Ärzte flehentlich, Belebungsversuche zu machen. Es war alles ver-

gebens. Sie lebte noch, doch atmete sie kaum mehr.

Jetzt kam der Priester und gab die Generalabsolution. War da noch Leben in ihr? Oder hatte sich ihre erhabene Seele zum Himmel emporgeschwungen, ohne den Segen abzuwarten, sicher, daß an der Himmelspforte der Segen dessen sie erwartete, der unser aller Herr ist?

Um 2 Uhr 40 Minuten sprach der Arzt das furchtbare Wort aus. Die schönste, edelste Seele, die am schwersten geprüfte von allen, hatte die Erde verlassen und ihr Entschwinden bezeichnete man mit dem einzigen kurzen Worte: Tot! —

Ich hatte das Gefühl, als müßte jetzt, bis in die weitesten Fernen hörbar, ein Schmerzensschrei die Luft erfüllen und alle guten Menschen laut weinen und klagen, wie meine Seele weinte und wehklagte um meine Kaiserin.

Jesus, mein Erlöser, sei mit mir in dieser schweren Stunde! Ich darf nicht zusammenbrechen. Ich darf jetzt nicht daran denken, wie gut es wäre zu sterben, ihr nachzufolgen und sie zu begleiten auch in den Tod. —

Ich darf nicht sündigen!

Sie blickt zurück und sieht, daß ihre gläubige Irma unter der Last des Schmerzes wankend zusammenbricht. Heilige Jungfrau, steh' mir bei, daß ich nicht sündige! — —

Dann dachte ich an den Kaiser. In diesen furchtbaren Augenblicken tauchte fort und fort seine gütige Gestalt vor mir auf.

Wie viel Leid trägt er schon in seinem Herzen verschlossen. Wie überbietet jetzt das Schicksal alles bisherige Schwere mit diesem Entsetzlichsten!

Und ich sehe den sorgenbeladenen, greisen Kaiser, wie er unter dem unerbittlichen Schlage das Haupt beugt, wie er, das Herz überströmend von bitterem Weh, hinwankt zu seinem Betschemel und betet. — Dann sehe ich ihn sich erheben und — einen Gottesacker in der Seele — weiterschreiten auf dem schweren Pfade der Pflicht. —

Nein! Ich darf nicht zusammenbrechen! Ich darf nicht sündigen!

Jetzt fiel mir ein, daß die Kunde auf Umwegen zum Kaiser gelangen könnte. Das durfte nicht geschehen. Ich raffte meine ganze Kraft

zusammen und es gelang mir, die Depesche aufzusetzen.

Ich adressierte an den Grafen Paar:

«Ihre Majestät die Kaiserin wurde schwer verwundet, bitte dies Seiner Majestät dem Kaiser schonungsvoll zu melden.»

Kaum war die Depesche abgegangen, meldete sich der österreichisch-ungarische Konsul und bot seine Dienste an.

Ich sagte ihm die Einzelheiten des Unglücksfalles und ersuchte ihn, dies dem Minister des Äußeren mitzuteilen. Dies geschah in einem Nebenzimmer.

Als ich zur Kaiserin zurückkehrte, öffnete man ihr eben die Schlagader am linken Arme. Es kam kein Tropfen Blut. Hierauf entfernten sich die Ärzte.

Ich stellte mich der Kaiserin zu Häupten. Ihr Antlitz strahlte im blendenden Weiß des himmlischen Friedens. Der furchtbare Übergang, vor dem sie gezittert, war kurz und wirr gewesen wie ein Morgentraum, aus dem sie bloß erwachte, um sich schon vom Frührot der himmlischen Seligkeit umstrahlt zu sehen.

Die Erdenfesseln waren von ihr gefallen und die Tochter des Himmels schwebte nunmehr in freiem Fluge vor dem Throne des Herrn, um aus seiner Hand den Lohn ihrer Leiden zu empfangen.

Und dieser förmlich ätherische Leib, der treue Leidensgefährte der Seele, fühlte die glückliche Erlösung seiner besseren Hälfte und ging nun ruhig der Auflösung entgegen.

Kein Nerv zuckte mehr in ihr! Nur ein Blick unter halbgeöffneten Lidern, himmelwärts gerichtet und gebrochen, und ein sanftes Lächeln des Mundes erinnern noch an das Leben. Damit hatte sie die selig entschwindende Seele geleitet, damit von ihr Abschied genommen für immer.

Jetzt machte ich das Zeichen des Kreuzes über sie und drückte ihr die Augen zu.

Dann schlang ich meinen Rosenkranz zwischen ihre Finger und legte ihre beiden Hände, zum Gebete gefaltet, auf ihre Brust.

Mit Hilfe der Wärterin ordneten wir nach Möglichkeit das Sterbegemach.

Auf einen Tisch neben ihr stellte ich ein Kruzifix zwischen vier brennende Kerzen.

Und die Herbstastern brachten wir aus dem Salon herein. Mochten sie sie immerhin umblühen, da sie sie jetzt nicht mehr an die Vergänglichkeit erinnern konnten.

Als das alles getan war, setzte ich die zweite Depesche an den Grafen Paar auf:

«Ihre Majestät die Kaiserin ist entschlummert.»

Und jetzt, wenn ich auch zusammenbreche, Du vergibst es mir, o mein Heiland, der Du, bis Du Golgatha erreichtest, dreimal zusammenbrachst unter dem Kreuze — so betete ich auf meinen Knien an dem Totenbette.

Jetzt kam die Behörde, um mich zu vernehmen. Mir schwindelte, ich wankte wie vom Schlage gerührt. Allein dies mußte geschehen.

Der Totenbeschauer waltete rasch seines Amtes, worauf die Amtspersonen sich um einen Tisch im Salon niederließen, während ich ihnen gegenüber auf einem Stuhle Platz nahm.

Nachdem sie unter den üblichen Formalitäten die auf meine Herkunft bezüglichen Daten aufgenommen hatten, sprach der Präsident zu mir gewendet: «Gräfin, Sie wissen wohl, daß,

was Sie hier aussagen, unter Eid gesprochen ist.» — «Das weiß ich.»

Dann mußte ich den vollen Namen und alle Würden der Kaiserin in die Feder diktieren und hierauf bis in die kleinsten Details die Umstände der Ermordung berichten. Das war eine unaussprechlich qualvolle Kraftprobe für mich. Als sie fertig waren, dankte mir der Präsident für meine traurige Zeugenschaft und ersuchte mich, bei Hofe dringende Schritte wegen der teilweisen Obduktion zu machen, da das Gesetz hierauf Gewicht lege. Daß von einer gänzlichen Obduktion keine Rede sein könne, erklärte ich schon im vorhinein.

Nachdem die Behörde sich entfernt hatte, ließ mich Berzeviczy ans Telephon rufen. Er sprach aus Territet. Den armen Berzeviczy hatte die Sorge nicht ruhen lassen und er hatte sich von Caux nach Territet begeben, um seine rückkehrende Kaiserin früher sehen zu können. Welche Qualen mochte der jetzt ausstehen! Und dabei noch müßig bleiben zu müssen, weil der Zug nach Genf erst am Abend ging. —

«Der besorgte Berzeviczy», wie oft hatte ihn die Kaiserin so genannt, da er gegen den

Genfer Aufenthalt wiederholt Einsprache erhoben hatte.

Und nun war alles zu spät. Seine Besorgnisse waren durch die Ereignisse in der furchtbarsten Weise gerechtfertigt.

Mein Gespräch mit ihm verlief in abgerissenen Fragen und Antworten, bis er schließlich alles wußte. Ich fühlte durch den Draht den Sturm, der jetzt in der Brust dieses treuen Mannes wüten mußte.

Ich hatte ihm gerade den Wortlaut meiner an Paar gerichteten Depesche mitgeteilt, als er mit einem plötzlichen «Es ist gut» unser Gespräch abbrach.

Der arme Berzeviczy war, wie ich später erfuhr, während dieses Telephongespräches von einem Schwindel befallen worden. Nun sandte ich Depesche auf Depesche ab, an die Kinder der Kaiserin, die Geschwister und die nächste hohe Verwandtschaft.

Mittlerweile erschien eine neuerliche Kommission im Trauerhause.

Sie untersuchten den Leichnam und nahmen ein Protokoll auf.

Dann kam die katholische Geistlichkeit mit dem Bischof von Fribourg an der Spitze; dann Klosterfrauen, um an der Leiche der Kaiserin zu beten.

Endlich entfernten sich auch diese und ich blieb allein.

Ich setzte mich neben meine teuere Kaiserin hin. Die traurigsten Stunden meines Lebens zogen an mir vorüber in dieser Kirchhofstille. Dies war unser letztes Zusammensein zu zweien. Aber wie unüberbrückbar war der Gegensatz zwischen meiner aufgewühlten Seele und ihrer friedlichen Ruhe.

In ihren schweren Stunden hatte ihre ringende Seele oft Beruhigung gefunden in meiner Heiterkeit und Ruhe, und jetzt lag ich zu Boden geschmettert vor ihr und meine Augen schwammen in Tränen und hafteten verzweifelt an ihrem bleichen Antlitz und flehten sie an, mir den Weg zu zeigen, der mich zur Ergebung in Gottes heiligen Willen führen möchte.

Und die kämpfende Seele besaß Kraft genug, die dem Erdball entschwebte Seele zurückzubeschwören auf ein letztes tröstliches Wort. Grabesstille herrschte um mich. Von den Bergen

senkte sich jetzt der Abend hernieder. Wie meine Seele mit der Verzweiflung rang, so kämpfte das Tageslicht mit dem Schatten. Die Kerzenflammen flackerten in trübem Glanze, erwarteten ungeduldig die Finsternis.

Eine Stumpfheit bemächtigte sich meiner. Als ließe meine gequälte Seele, für Augenblicke ermüdet, ihre Schwingen sinken. Mit leerem Blick schaute ich in die Flammen, die mit nervösem Geflacker die Bahre beleuchteten. In den ausgeweinten Augen fühlte ich einen stechenden Schmerz und schloß unwillkürlich die Lider.

In diesem Augenblicke ging es wie ein Beben durch mein ganzes Wesen. Mir schien, als würde ich plötzlich beim Namen gerufen.

Ich hörte eine Stimme — das in meiner Seele erklingende Echo eines aus Fernen kommenden süßen Wortes: «Jenseits ist Friede und Glückseligkeit.» — Ich riß mich empor; der Halbschlummer wich aus meinen Augen und ich stand vor meiner teueren Kaiserin, wie so oft, dienstbereit das Wort von ihren Lippen erwartend.

Doch ihre Lippen waren geschlossen.

Nur meine Seele hatte den Widerhall ihrer Worte in der Grabesruhe des Sterbegemaches zurückgegeben.

Und doch mußte diese Stimme als Offenbarung, als Bestätigung von oben gekommen sein.

Jetzt mochte ihre Seele die heiligen Regionen der Erleuchtung erreicht haben. Über ihr Antlitz ergoß sich ein sieghafter Glanz, in ihrem Lächeln sah ich überirdische Glückseligkeit. Ich neigte mich über sie und küßte ihre gesegneten Hände. Du meine teuere, engelgleiche Kaiserin blicktest herab auf mich und sandtest mir aus der Höhe das Trosteswort zurück, mit dem ich einst Dich getröstet hatte. Du erhebst Deine treue Irma aus dem Staube, aus der Nacht der Verzweiflung und richtest ihre Blicke empor zur ewigen Gnadenquelle.

Sei tausendmal gesegnet dafür!

Dein Sieg über die Leiden ist vollkommen mit Deinem letzten Opfer, über das hinaus Friede und Glückseligkeit ist. —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Abends 8 Uhr kamen Berzeviczy und das Personale an, bald darauf Graf Kuefstein, unser Gesandter in Bern.

Um 10 Uhr betteten wir die Leiche der Kaiserin in einen provisorischen Sarg, bei welcher Gelegenheit ich die Medaille der Mutter Gottes, die ich ihr im Beginne ihrer Agonie um den Hals gehangen, herabnahm, um sie dem Kaiser übergeben zu können.

Bis nach Mitternacht wachte ich mit Berzeviczy und Kuefstein an der Bahre, dann ging ich auf mein Zimmer und versuchte zu ruhen. Ruhe — Friede! Wann werden die mir wiederkehren!?

Am 11. September, nachmittags 2 Uhr, ging die partielle Obduktion vor sich, da die Erlaubnis dazu aus Wien erst gegen Mittag eingetroffen war.

Ich mußte bei diesem traurigen Akte zugegen sein. Man schnitt den Brustkorb auf, um die Richtung der Wunde festzustellen: Die vierte Rippe war durchbrochen, Lunge und Herz durchbohrt.

Und ich sah es in der Hand des Arztes, dieses Herz voll Liebe und voll Qual, durch das der

Dolch gegangen war, durch und durch, wie wir das Herz der Mater dolorosa im Bilde sehen.

Und das mußte ich überleben!

«Ich möchte dieser Welt entschwinden wie der Vogel, der auffliegt und im Äther verschwindet, oder wie der aufsteigende Rauch, der hier vor unseren Augen blaut und im nächsten Augenblicke nicht mehr ist.»

Diese Worte hatte sie einst zu mir gesagt und sie kamen mir jetzt ins Gedächtnis. Dieses Aufseufzen einer poetischen Seele, die ein poetisches Ende, ein leichtes Entschwinden erfleht. Während es damals in jenen Worten, die sie einen Tag vor ihrem Tode bei Baronin Rothschild sprach, wie ein wundersames Vorgefühl lag, gleich einer Prophezeiung: «Je voudrais que mon âme s'envolasse vers le ciel par une toute petite ouverture du cœur.»

Diesen einen Wunsch hat ihr der Himmel erfüllt.

Sie verblutete sich nach innen; Schmerzen hatte sie keine und ohne den Tod zu ahnen, betrat sie die Schwelle der Ewigkeit.

Ich sah auch die Einbalsamierung bis zu Ende an. Ich war oft nahe am Zusammen-

brechen, doch ein Blick auf ihr friedliches, schönes Antlitz gab mich mir selbst zurück. Nur weiter! In Gottes Namen! — —

Am nächsten Tage, den 12. September morgens, leistete ich meiner gütigen Kaiserin den letzten Dienst. Ich legte ihr das «schöne» Kleid an, aus schwarzer Seide, das sie am Tage des Attentates getragen.

Sie hatte das ihr schönes Kleid genannt. Die Taille, die wir in jener entsetzlichen Stunde von ihr herabgeschnitten, ersetzten wir durch eine schwarze Spitzenbluse. Nachdem ich sie so angekleidet, legte ich sie mit Hilfe des Dr. Golay in den Sarg, in dem ihr Leib in alle Ewigkeit ruhen wird.

Wie ich sie so ansah, schien mir, als sähe ich den erhabenen Genius der Trauer — hingestreckt — vor mir.

Ihre herrlich schlanke Gestalt schien noch gewachsen zu sein, ihre alabasterweiße Stirne war mit den aufgesteckten Zöpfen des reichen Haares wie mit einer dunkel schimmernden Krone geschmückt, in den gefalteten Händen lag ein kleines Kruzifix aus Perlmutter und ein Rosenkranz, und auf ihrer Brust ein großer

Strauß weißer Orchideen, die das durchstochene Herz der schneeweißen Frau beschatteten.

So waren die weißen Blumen doch zu ihr gekommen!

Jetzt wußte ich auch, was die Orchideen ihr gesagt hatten.

Und nun, nachdem ich sie so schön ausgestattet, beugte ich mich über sie, in unermeßlichem Schmerze, um sie noch tausendmal zu segnen und sie endlich doch ziehen zu lassen.

Bis hierher habe ich sie geleitet — fürderhin werde ich meine teuere Kaiserin nicht mehr begleiten.

Der Sarg hat sie aus meinen Händen übernommen. Meine traurige Rolle war zu Ende. —

— — — — — — — — — — —

Was nachher kam, geschah unter der Trauer aller Staaten und der Teilnahme der ganzen Menschheit.

Ich konnte mich nur mehr hinter ihrem Sarge einherschleppen. So treibt der klagende Herbstwind das vom Baume gefallene, verwaiste Blatt vor sich her. —

Während der entsetzlichen Tage, die nun folgten, kämpfte ich den Paroxysmus des Schmerzes durch, doch durfte ich mich seiner Übermacht nicht beugen. Ich hatte Pflichten. Ich mußte mein Schluchzen niederkämpfen, von meinen wankenden Knien mußte ich mich erheben, um mit Überlegung handeln zu können.

Der Schmerz bemächtigte sich meiner wie ein zurückgedrängtes Fieber und wühlte monatelang in mir, als führte er mich Schritt für Schritt der Vernichtung entgegen. Vergebens suchte ich Heilung. Da entschloß ich mich zu einer Pilgerfahrt, um für meine Seele, ehe sie auf die letzte große Reise ginge, den Frieden zu finden.

Und dort auf geheiligter Erde kam eine wunderbare Linderung über mich. Als ich mich zu Füßen des heiligen Vaters ausgeweint, sänftigte sich der verheerende Schmerz zu stiller Trauer, und als ich seinen Segen empfangen hatte, fühlte ich mich dem Leben zurückgegeben. — —

Ich bin mit meinen traurigen Erinnerungen zu Ende. Nur jener großen Güte muß ich noch mit huldigendem Danke gedenken, deren mich mein erhabener Herr und Kaiser teilhaftig machte,

als er selbst von dem verhängnisvollen Schlage niedergeschmettert war.

Der mit dem Trauergefolge in Genf angekommene Obersthofmeister Graf Bellegarde brachte mir des Kaisers gütige Botschaft: «Übergeben Sie meinen Gruß der Gräfin Sztáray; sagen Sie ihr, sie habe sich in ihrer furchtbaren Lage voll Würde benommen.»

Diese gnädigen Worte wirkten erhebend auf mich.

Ich fühlte, daß Seine Majestät keinen Augenblick daran zweifelte, daß ich selig gestorben wäre, wenn ich jenen Dolchstoß hätte von der Kaiserin abwehren und selber empfangen können.

An der Stelle, wo man in der Burgkapelle die Kaiserin aufgebahrt hatte, begegnete ich dem Kaiser zum ersten Male. Ein Schwindel ergriff mich, als er auf mich zutrat.

«Ich danke Ihnen für alles, was Sie für ‚sie' getan haben.» Mehr hörte ich nicht von seinen Worten und als er meine Hand küßte, glaubte ich vor ihm niedersinken zu müssen.

Darauf ersuchte er mich, am nächsten Tage zu ihm nach Schönbrunn zu kommen, weil er mit mir sehr viel von der Kaiserin sprechen wolle.

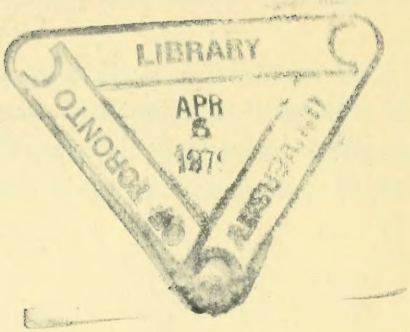
Herzergreifend war diese meine traurige Audienz. Als ich ihm die silberne Uhr samt den kleinen Berloques der Kaiserin übergab und die Medaille der heiligen Jungfrau, die sie in ihrer Todesstunde am Herzen getragen, durchwogte ein großer Sturm die Seele des Kaisers. Schwere Tränen rollten über seine Wangen herab, während ich alle Einzelheiten der furchtbaren Katastrophe erzählte. Außer mir hatten diese Tränen keine anderen Zeugen als die wenigen Orchideen, die ich vom Herzen der Kaiserin weg dem Kaiser überbracht hatte. Nachdem ich alles erzählt, schwieg der Kaiser einige Augenblicke. Dann richtete er die Frage an mich: «Haben Sie etwas von ihrem Haare abgeschnitten?» «Nein, Majestät,» entgegnete ich, «ich brachte das nicht über mich, weil ich wußte, wie sehr sie auf ihr Haar hielt.» — «Sie hatten recht, Sie taten gut daran.»

Die lange Audienz war zu Ende. Als ich ging, küßte mir der Kaiser wieder die Hand. Ich muß dies festhalten. — Seine großen Tugenden, seine glänzenden Eigenschaften und seine Weisheit wird die Geschichte aufzeichnen, die der Nachwelt von einem großen Herrscher erzählen

wird. Diese kleinen Tatsachen aber, diese beiden Handküsse, mögen von dem großen, edlen Herzen des Menschen sprechen.

Noch am nämlichen Tage kam meine Mutter an.

Die edle Seele ließ ihren Blick über mich gleiten wie der Landwirt über sein Herzenskind, seinen Weinberg, der in der verflossenen Nacht von einem Hagelsturme heimgesucht worden.


LIBRARY
APR
1877
TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DB
88
S9

Sztaray, Irma, grofno
Aus den letzten Jahren
der Kaiserin Elisabeth